Inhalt

Kolumnen

3 *Hermann Schulz*
Vom Reisen, in Belarus und anderswo

4 *Wolfgang Belitz*
Verständnislose Kirchenleitung

SCHWERPUNKT: Sowas Schönes

5 *Irmgard Merkt*
Schöne Sachen machen

6 *Benjamin Benz*
Fingerübungen: Geschmückte Mindestsicherung?!

7 *Franziska Büttner*
Reflexionen zur Bedeutung des Schönheitsbegriffs in unserer Gesellschaft

8 *Robert Bosshard*
schön finden

9 *Rolf Euler*
Prekäre Schönheit

10 *Claudia Rammelt / Jan Gehm*
„... aber Widerstand leisten immer Menschen." – Nachdenken über die Fotoausstellung „Trümmer – Vertreibung – Leben"

11 *Hartmut Dreier*
Schönes weckt bei mir Energie für widerborstige, heitere Dissidenz

12 *Peter Strege*
An jedem schönen Augenblick hängt der Trauerflor des Glücks.

13 *Irmgard Merkt*
Eine schöne Umgebung

15 *Robina Cronauer*
Muße tun

16 *Rebekka Scheler*
„Die Maßnahmen unterdrücken nur kurzfristig unsere Proteste." Beiruts Proteste in Bildern

18 *Ute Mark*
Schönes Ruhrgebiet

19 *Alice Wocher*
Teilzeitidentitäten – Sein oder Nicht-Sein?

20 *Almuth und Hartmut Dreier*
Aeham Ahmad: der Pianist in Trümmern – Music of Hope. Im Herbst 2020 Schirmherr vom 20. Abrahamsfest Marl

Menschenorte 45

21 *Robina Cronauer / Peter Strege*
Nighthawk, oder: Letztens in der U35

1wurf

22 *Einhard Schmidt-Kallert*
***AMOS* einmal anders**

Palästina

23 *Norman Paech, Hamburg am 03.07.2020 (Auszug)*
Die Debatte über die drohende israelische Annexion – keine Sternstunde des Bundestags am 1. Juli 2020

Redaktionsschluss 23.08.2020

Editorial

Adorno hat uns ganz schön eingeheizt: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch." Wie er den Satz später dann modifiziert hat, ist weniger bekannt als der Satz selbst: Kunst bleibe nötig als der „geschichtliche Sprecher unterdrückter Natur". Immerhin, Kunst oder vielleicht besser, künstlerische Ausdrucksformen bleiben dann auch den 68ern erlaubt: Spott- und Protestlieder für die großen Demonstrationen und das „Sogenannte Linksradikale Blasorchester" klingen noch in manchen Ohren. Der damals weithin respektierte, kritisierte und in vielen politischen Positionen aktive Komponist Mikis Theodorakis wurde übrigens am 29. Juli 95 Jahre alt. Ach ja, auch Ernesto Cardenal hat nie aufgehört, künstlerische Ausdrucksformen zu suchen und zu finden.

Dürfen politisch denkende Menschen also Kunst? Wenn ja, – danach sieht es aus – dürfen sie „nur" geschichtliche Sprecher unterdrückter Natur? Thich Nhat Hanh, der vietnamesische Mönch und Friedensaktivist, von Martin Luther King für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen, hat in jungen Jahren einen buddhistischen Orden gegründet, deren Mitglieder den Opfern des Vietnamkrieges zur Seite standen. Eines der organisatorischen Merkmale dieser Hilfsorganisation war die Verpflichtung zur Pause: Ein Tag in der Woche, nach buddhistischer Weise der Freitag, war Pause. Pause, um das Schöne zu sehen: Die Wunder der Natur, die Wunder des eigenen Körpers, die Wunder des blauen Himmels, die Wunder des Planeten, die Wunder der Schönheit, die Wunder der Vielfalt. Die Wunder der Vielfalt, der Formen, der Schönheit als Kraftquelle, als Ressource. Kunst als Reflexion der Vielfalt des Lebens. Des Grauens und der Schönheit.

Und diesen Fragen nach dem Schönen und dessen Widerständigkeit sind die AutorInnen dieses ***AMOS*** nachgegangen.

Dürfen wir also das Schöne? Dürfen wir die Künste? Hm. Ja.

In der abschließenden Redaktionssitzung für diese Ausgabe des ***AMOS*** brachte eine Bewohnerin des Wohnkollektivs, in dessen Räumen wir tagen dürfen, ein Heft des „nid – neu in deutschland. zeitung über flucht, liebe und das leben" vorbei. Es ist voll von Berichten – und Gedichten. Dazu ein Lesetipp auf S.17.

AMOS grüßt und kündigt unverdrossen die nächste Ausgabe für Dezember mit einem Ruhrgebiets-Schwerpunkt an.

Beilagenhinweis

Der ABO-Auflage liegt bei der **Einladungsflyer zum 19. Abrahamsfest** 2020 in Marl *(s. dazu auch den Artikel auf S. 20)*

Impressum ... Seite 21
Abo-Bestellschein ... Seite 19
Lesetipps ... Seiten 5, 6, 11, 12, 17
Anzeige Westfälisches Dampfboot ... Seite 14
Anzeige Peter Hammer Verlag ... Seite 24

Hermann Schulz

Vom Reisen, in Belarus und anderswo

Es hat sich herum gesprochen, dass ich in meinem Leben viel gereist bin; kein Wunder, dass ich hin und wieder eingeladen werde, davon zu erzählen. Das Interesse gilt vor allem dem Anekdotischen, wegen des Unterhaltungswertes. Und wie jeder Autor habe ich nicht selten dem erinnerten Geschehen ‚etwas' hinzugefügt, um das Ereignis zu einer ‚Geschichte' zu machen, sie in gewissem Sinne ‚abzurunden'. Wie sie gewesen sein könnte! Oder beinahe gewesen wäre. Das ist jedem Erzähler, ob Autor oder nicht, stillschweigend erlaubt, denke ich.

Eine gute Geschichte ist manchmal mehr wert als das pure Ereignis!

Es gibt Ausnahmen!

Aus verschiedenen Gründen bin ich mehrfach in Belarus, in Weißrussland gewesen, meist in Begleitung meiner Schwester, die sich jahrelang um die durch Tschernobyl geschädigten Kinder in der Stadt Gomel und Umgebung gekümmert hat. Natürlich verfolge ich in diesen Wochen die Demonstrationen gegen den Wahlfälscher und Diktator Lukaschenko mit besonderer Anteilnahme, weil ich sicher bin, dass viele meiner Freunde in Belarus die Hoffnung auf politische Veränderung haben.

Mit meiner Korrespondenz mit ihnen bin ich sehr vorsichtig, wurde ich doch bei meinen Besuchen immer wieder davor gewarnt, nicht durch unbedachte Äußerungen meine Freunde in Schwierigkeiten zu bringen. Denn die Geheimpolizei lauere überall!

Eine Erinnerung hat mit der Politik dieses Landes weniger zu tun, wohl aber mit seinen Menschen; d.h. mit einer älteren Dame. Sie hat mein Bild von Belarus mehr geprägt als vieles andere.

Ich lebte zehn Tage lang in einem großen Hotel in Minsk und verließ meine Etage täglich gegen 7 Uhr morgens. In einer Akademie in der Nähe gab ich Kurse zu Betriebsführung und Marketing im Verlagsgewerbe.

An jedem Morgen stand ein altes ‚Mütterchen' vor meiner Tür. Sie war die Aufsichtsperson der großen Etage; was ihre Aufgaben waren, ist mir verborgen geblieben. Ich sprach ja kein Wort Russisch oder Bela-Russisch.

An jedem Morgen stand sie vor meiner Tür und gab mir mit einem gütigen Lächeln einen Apfel aus ihrem eigenen Garten. Zunächst war ich nur verblüfft über diese freundliche Geste, dann freute ich mich auf die Begegnung, wenn ich morgens mein Zimmer verließ.

Wir wechselten kaum ein Wort miteinander, ich bedankte mich auf Deutsch und hoffte, sie würde meine Blicke und Worte richtig deuten.

Am letzten Tag holten mich zwei junge Kerle auf meiner Hotel-Etage ab, um mir bei den Koffern mit den Arbeitsmaterialien zu helfen. Ich bat sie, für mich zu übersetzen. Ich hatte der alten Dame einen Geldschein zugedacht und wollte mich für die Freundlichkeiten der letzten zehn Tage bedanken, vor allem für die täglichen Äpfel.

Das Bild zeigt nicht die im Artikel beschriebene Person.

Da erlebte ich, dass die Dame durchaus etwas Deutsch verstand!

Meinen Geldschein wies sie zurück.

Und ich erfuhr, dass sie fast drei Jahre lang während der Nazi-Herrschaft als Zwangsarbeiterin in Deutschland gewesen war und bei einem Bauern in Niedersachsen gearbeitet hatte.

Sie strahlte mich zum Abschied an, dann küsste sie mich rechts und links auf die Wangen. In Deutschland, das sei eine schwere Zeit gewesen, aber sie hätte auch sehr viel Freundlichkeit erfahren.

„Sonst hätte ich wohl nicht überlebt!", sagte sie.

Meine Gefühle, als wir mit den Koffern die Treppen hinab gingen?

Ein Glücksgefühl darüber, wozu Menschen fähig sind.

Dass ich ein sentimentaler Bursche bin!

Dass man überall auf der Welt wunderbare Überraschungen erleben kann!

Dass die Geschichte der deutschen Besetzung mit allen Schrecklichkeiten auch in Belarus nicht zu Ende ist.

Dass es Dinge gibt, die länger überleben als diese Schrecklichkeiten.

Und jetzt hoffe ich, dass Lukaschenko endlich geht!

***Hermann Schulz**, Jahrgang 1938, lebt als Autor von Kinder- und Jugendbüchern in Wuppertal. Er hat gerade den Roman „Das Mädchen, das mit den Krokodilen spielte" abgeschlossen; erscheint 2021.*

Wolfgang Belitz

Verständnislose Kirchenleitung

In ***AMOS*** 4|2019 habe ich unter der Überschrift „Verhängnisvolle Dienstgemeinschaft“ davon berichtet, was es mit diesem genuin nationalsozialistischen Begriff „Dienstgemeinschaft“ bis auf den heutigen Tag in den deutschen Kirchen auf sich hat. Seine ungebrochene Verwendung in den Kirchen in Deutschland ist ein 75 Jahre andauernder Skandal, den kaum einer thematisiert.

Am 15. Mai 2020 hat das „Sozialethische Autorenkollektiv KDA 123 (Belitz/Klute/Dr. Schneider/Wendt-Kleinberg)“ allen Mitgliedern der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche von Westfalen eine 15-seitige Eingabe „Verhängnisvolle Dienstgemeinschaft“ postalisch persönlich zugestellt.

Darin bitten wir die Kirchenleitung eindringlich, ja wir fordern sie nachdrücklich auf, durch entsprechende Beschlussfassungen zu bewirken, dass der Begriff „Dienstgemeinschaft“ in Kirche und Diakonie aufgegeben wird und aus allen einschlägigen Gesetzen, Verlautbarungen und offiziellen Äußerungen in Kirche und Diakonie entfernt wird und zukünftig nie mehr verwendet werden soll.

Alle Leserinnen und Leser dieser Zeilen bitte ich um des gründlichen Verständnisses willen, den Text dieser Eingabe im Internet aufzusuchen und zu lesen (www.verhaengnis volle-dienstgemeinschaft). Hier finden sich auch unsere ausführlichen Begründungen. Dazu gibt es Hinweise auf unser gleichzeitig erschienenes Buch „Verhängnisvolle Dienstgemeinschaft – Abrechnung mit einem nationalsozialistischen Begriff in den Kirchen in Deutschland“.

Unsere Eingabe wurde in der Sitzung der Kirchenleitung vom 25. Juni 2020 besprochen. Wenige Tage später, am 29. Juni 2020, erfolgte eine bürokratische Reaktion in Gestalt eines Antwortschreibens der Kirchenleitung i.V. unterschrieben von einem Landeskirchenrat aus dem juristischen Stab des Landeskirchenamtes, der nicht Mitglied der Kirchenleitung ist.

Diese formale Handhabe führt bei uns zu dem Eindruck, dass die Kirchenleitung unsere Eingabe zu einer Behördenangelegenheit herabstufen möchte, die mit einem förmlichen Verwaltungsakt erledigt werden kann.

Eine solche Vorgehensweise war zu erwarten, ist aber völlig unangemessen, und wir lassen es dabei nicht bewenden. Wir haben der Kirchenleitung eine gut begründete historisch-theologische, theologisch-sozialethische und politisch-ethische Eingabe eingereicht, die die Substanz des Protestantismus und die Glaubwürdigkeit der Kirchen in Deutschland betrifft und einer sorgfältigen und neuen Erörterung und Antwort bedarf.

Der Form der Antwort der Kirchenleitung entspricht der Inhalt: kurz, versteinert, wagenburgartig: „Die Kirchenleitung wird Ihrer Eingabe nicht folgen... auf den Begriff der Dienstgemeinschaft wird in Zukunft nicht verzichtet.“

Solche pauschalen Basta-Lösungen führen dazu, dass die Kirchenleitung auf unsere Argumente nicht eingehen muss und ganze Argumentationsketten schweigend übergeht. So kann das Antwortschreiben nicht das letzte Wort in dieser zentralen Frage sein.

Die Kirchenleitung zieht sich selbst in ihrem Schreiben entschuldigend auf den Basta-Standpunkt zurück und schreibt: „Ohne dass die Kirchenleitung sich wissenschaftlich im Einzelnen mit der Begründung Ihrer Eingabe auseinandersetzen kann (warum nicht? WB), soll mit dieser Antwort auf einige Punkte Ihrer Begründung eingegangen werden.“ Es folgt dann vor allem der Hinweis auf unsere sehr entlarvende Synopse abgedruckt auf Seite 7 unserer Eingabe. Diese Synopse zeigt in aller Wahrheit und Klarheit die Fakten der Übernahme des genuin nationalsozialistischen Begriffs Dienstgemeinschaft und seiner Systemelemente durch Innere Mission (Diakonie) und Kirche im Jahre 1949. Diese Übernahme ist unserer Kirchenleitung auch nach 75 Jahren „nicht nachvollziehbar“. Dabei ist die Geschichte ganz einfach zu verstehen, wie unsere Synopse zeigt:

Nationalsozialistische Dienstgemeinschaft 1934	Kirchliche Dienstgemeinschaft (nach Kalisch) 1952
Außerkraftsetzung des Arbeitsrechtes des demokratischen Rechtsstaates	Herausnahme aus dem Arbeitsrecht des demokratischen Rechtsstaates
Abwesenheit von Gewerkschaften	Abwesenheit von Gewerkschaften
Keine Betriebsräte	Keine Betriebsräte
Keine Tarifautonomie	Keine Tarifautonomie
Keine Tarifverträge	Keine Tarifverträge
Kein Streikrecht	Kein Streikrecht
Führer-Gefolgschaftsprinzip	Religiös überhöhtes Treue-/ Gefolgschafts-prinzip

Eine andere Arbeitswelt ist schon vor der Nazidiktatur von 1933 in der Weimarer Republik Realität gewesen auf der Grundlage der Weimarer Verfassung vom 11. August 1919:
Arbeitsrecht im demokratischen Rechtsstaat von Weimar
Anwesenheit der Gewerkschaften – Betriebsrätegesetz von 1920 – Tarifautonomie – Tarifverträge/Tarifordnung 1918 – verfassungsrechtliche Koalitionsfreiheit/Streikrecht 1919.

Während die Gewerkschaften und die demokratischen Parteien nach 1945 an das Arbeitsrecht des demokratischen Rechtsstaats von Weimar anknüpften, übernahmen Innere Mission (Diakonie) und Kirche die Regelungen der nationalsozialistischen Dienstgemeinschaft unter dem Begriff Dienstgemeinschaft. Diesen Vorgang wollen unsere Kirchenleitung und nahezu alle kirchlichen Eliten nicht nachvollziehen, weil ansonsten das gesamte kirchliche Ordnungssystem der Arbeit zusammenbrechen würde und durch ein Arbeitsrechtssystem im demokratischen Rechtsstaat ersetzt werden müsste. Je weiter die Sozialgeschichte voranschreitet, desto näher kommt der Zeitpunkt, da diese Entwicklung eintritt.

Das Sozialethische Autorenkollektiv KDA 123 wird mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen für dieses Ziel kämpfen. Wir haben am 30. Juli 2020 einen weiteren Brief geschrieben mit der Bitte um die Bearbeitung unserer unbeantworteten Fragen und unbeachteten Argumente. Der Weg ist noch lange nicht zu Ende.

Wolfgang Belitz, *Mitherausgeber und seit 1998 ständiger Kolumnist des* ***AMOS****, seit 1970 Sozialpfarrer der Ev. Kirche von Westf., lebt in Unna*

Irmgard Merkt

Schöne Sachen machen

Die Museen der Welt, die die Geschichte der Menschheit aufzeigen, zeigen überall identische Entwicklungen. Zuerst gibt es die Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände – und „irgendwann“ werden die Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände verziert, sie werden schöner und „irgendwie“ besonders gemacht. Eine ursprünglich „nur“ funktionale Tonschale wird innen wie außen bemalt, mit Ornamenten oder bildlichen Darstellungen verziert. Die Schale tut auch ohne Verzierung das, was sie soll – sie ist ein Behältnis für dies oder das. Warum soll sie zusätzlich „schön“ sein? Die menschliche Stimme ist ebenfalls ein Werkzeug – ein Ausdrucks- und Kommunikationswerkzeug. Auch dieses Werkzeug wird über den unmittelbaren Kommunikationsgebrauch hinaus „schön“ gemacht – im Singen, in der Melodie, genauso wie die natürliche Bewegung des Gehens oder Stampfens „schön“ gemacht wird – im Rhythmus.

Die Tatsache des „homo aestheticus“ hat viele Wissenschaftler ins Grübeln gebracht: Warum macht der Mensch die Dinge schön? Tatsache ist: Wir wissen es nicht genau. Weil die Nasca-Indianer in Peru, die die Knochenflöten mit Kreisen und Punkten verziert haben, leider nicht aufgeschrieben haben, warum sie das getan haben. Weil diejenigen, die vermutlich im alten Mesopotamien die Töpferscheibe entwickelt haben, nicht dazugesagt haben, warum sie die Schalen, Vasen und Trinkbecher dann auch noch verzierten.

Da alle bekannten Kulturen in Geschichte und Gegenwart die Dinge „schön“ machen, ist die Rede von der Universalie des Ästhetischen. Die Funktionen des „Aesthetischen“ werden in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen beschrieben, in der Kulturanthropologie und in der Ethnologie.

Die amerikanische Ethnologin Ellen Dissanayake – ihre Bücher sind nur in Englisch veröffentlicht – fasst die Funktion des „Aesthetischen“ bzw. der Künste wie folgt zusammen: Die Künste sind normal, natürlich und notwendig. Mit normal meint sie, dass sie überall vorkommen, mit natürlich meint sie, dass sie dem Menschen „eingeboren“ sind und mit notwendig meint sie, dass sie der Bewältigung von Angst dienen und Gemeinsamkeit aufbauen, dass sie also elementare menschliche Bedürfnisse von Gemeinsamkeit, Bedeutung und das Bewusstsein von Kompetenz und Weiterentwicklung befriedigen.

Also, wir wissen es nicht genau.

Der Musikanthropologe Wolfgang Suppan macht eine schöne (!) Reihung auf: Erst kommt der Gebrauchsgegenstand, dann der geschmückte Gebrauchsgegenstand und dann der Gegenstand als Schmuck. Diese Reihung funktioniert für (fast) alle Gebrauchsgegenstände: Der Teller, der bemalte Teller, der Teller an der Wand. Die Geige, die mit Intarsien verzierte Geige, die Geige aus Meissner Porzellan als geigerisch unbrauchbarer Schmuck an der Wand. Die gesellschaftliche Relevanz der „schönen“ und dadurch auch kostbar gewordenen Gegenstände liegt auf der Hand: Das Schöne muss man sich leisten können. Ästhetik ist auch ein Unterscheidungs- und Zuordnungsmerkmal, die kulturellen Materialien und Ausdrucksformen sind ein gesellschaftlicher Code, wie Bourdieu herausarbeitet.

Was wir überdies aber genau wissen: Dass zum Beispiel Musik nicht nur ablenkt und aus der Welt führt, sondern auch zur bedeutenden Ressource werden kann. Das Sachsenhausen-Liederbuch, ein illegales Häftlingsliederbuch aus dem Konzentrationslager Ravensbrück, übrigens immer noch über ZVAB u.a. erhältlich, ist ein beredtes Zeugnis.

Wenn die Künste normal, natürlich und notwendig sind, dann können sie für alle Menschen von Bedeutung werden. Menschen mit Behinderungen wird ein kulturell-ästhetisches Bedürfnis nicht unbedingt zugesprochen. Tatsache ist, dass sie freilich sehr wohl an den Künsten und auch an persönlich- künstlerischem Ausdruck interessiert sind – wenn das kulturelle Kapital mit ihnen geteilt wird. Wenn sie Unterricht in den künstlerischen Disziplinen wie Musik, bildende Kunst oder Tanz erhalten, wenn sie Ausstellungen besuchen und/oder in Konzerten auf der Bühne stehen.

Ich selber – und jetzt wird es persönlich – bin in einem bildungsbürgerlichen Haushalt mit jeder Menge kulturellem Kapital ausgestattet worden. Als 68erin wurde mir die gesellschaftspolitische Relevanz der Künste zusätzlich in die studentische Wiege gelegt – und so habe ich mein persönliches und berufliches Leben damit zugebracht, mit Freude die Ressource Musik zu vermitteln – an zukünftige Lehrerinnen und Lehrer, an Diplom- und Sozialpädagogen, an diejenigen, die in pädagogischen und sozialen Zusammenhängen die zukünftige Gesellschaft mit und für Menschen mit Beeinträchtigungen gestalten. Diese Studierenden wollte ich gern persönlich für die Ressource Musik begeistern und dafür, diese Ressource mit ihrer zukünftigen Klientel zu teilen. Wenn das in manchen Ensembles, Chören und Schulklassen gelingt, wiederholt sich der große Entwicklungsstrang der Künste im Kleinen.

***Irmgard Merkt**, geb. 1946, Münchnerin, aus gutem Grund seit 1975 im Ruhrgebiet, bis 2014 Professorin für Musik in der Fakultät Rehabilitationswissenschaften der TU Dortmund, Chorleiterin, Autorin für Inklusives und Interkulturelles…https://www.musik-inklusiv.de/, | Irmgard Merkt (2019): Musik –Vielfalt – Integration – Inklusion. Musikdidaktik für die eine Schule. Regensburg: ConBrio ISBN 978-3-940768-84-1*

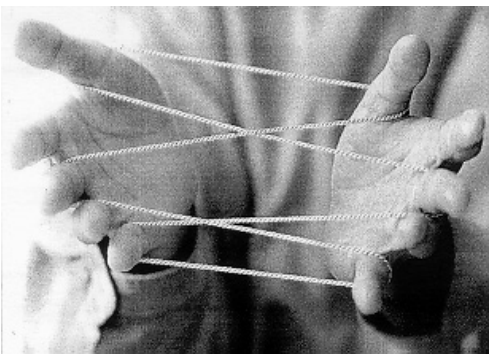
Lesetipps dazu

Ellen Dissanayake
Homo aestheticus. Where Art Comes from and Why.
Seattle u.a. 1995, Univ. of Washington Press. ISBN: 0295974796
Wolfgang Suppan
Der musizierende Mensch. Eine Anthropologie der Musik
Mainz 1984, Schott. ISBN: 3795717094

Benjamin Benz

Fingerübungen: Geschmückte Mindestsicherung?!

Sozialhilfeansprüche, den Charakter der Grundsicherung, Leistungen für Asyl suchende Menschen „schmücken"; was soll das? Wir sind mitten in der Corona-Pandemie und anderorts kommt der Hunger noch schneller als das Virus (s. Rosangela Darwich im letzten ***AMOS***)! Seien wir also doch lieber konservativ froh über den Status quo? Oder anders, paradiesisch/links herum: Lasst uns lieber daran arbeiten, Mindestsicherungen überflüssig zu machen; warum sie herrschende Verhältnisse aufrechterhaltend „verschönern"?



In den Spinnrunden zu diesem Heft spiegelte ich den Hinweis von Irmgard Merkt zu den Stufen von Gebrauchsgegenstand, geschmücktem Gebrauchsgegenstand und Schmuck (Wolfgang Suppan) mit meinen defizitorientierten Arbeiten zu einem verbindlichen Rahmen von Mindeststandards für die Mindestsicherung in den EU-Staaten (s. den Literaturhinweis unten). Diese Spiegelung drängte mir die Frage nach der Ausgestaltung eines geschmückten Gebrauchsgegenstandes auf. Reiner Schmuck kann Mindestsicherung nicht sein, sie braucht das Brauchen, um dies in mindester Form zu beantworten. Doch welchen Spielraum hat dieses Mindeste nach oben, hin zum Geschmückten?

Oder doch zum Schmuck? Es tut mir leid: Mindestsicherung zu Schmuck zu machen, daran kann ich nach meinen als Mitmensch, als Sozialarbeiter und politikwissenschaftlich gemachten Erfahrungen nicht glauben. Gesellschaftliche Gestaltung und persönliche Lebensbewältigung straucheln und scheitern bisweilen systembedingt (an verbauten Entfaltungsmöglichkeiten, Ausbeutung und Zurichtung), in Teilen aber auch persönlich (an riskanten Bewältigungsstrategien) oder schicksalhaft (an Traumata). Prävention über eine ökologisch-solidarische Lebensweise und -ordnung oder kleiner: über guten Mieter- und Kündigungsschutz, armutsfeste Löhne und Sozialversicherungen, stets über Bedarf vorgehaltene Frauenhäuser und Suchtberatungen usw. sind/wären wichtig und richtig, verhindern aber nicht in jedem Fall Bedürftigkeit. Näher ist mir daher die biblische Dialektik: „Arme werdet ihr immer haben" und zugleich „Es soll überhaupt keiner arm unter Euch sein". In dieser Spannung halte ich mich lieber auf, weil ich sie für diesseitiger halte, als mich der Ausgestaltung des paradiesisch Jenseitigen oder dem allein menschlich erkämpfbar geglaubten Scheinens „der Sonn' ohn' Unterlaß" realpolitisch und -praktisch zu verschreiben.

Wie also könnte etwa die Sozialhilfe schöner daherkommen, denn als bloßer Gebrauchsgegenstand? Was könnte sie bereitstellen, erlebbar machen und erhoffen lassen, damit man sie sich vor, während, nach und jenseits ihres persönlichen Gebrauchs auch als Schmuckband gerne ins Regal stellte und darin läse? Dass man sie gerne anschauen, fühlen, hören, riechen, schmecken, sie gerne notfalls gebrauchen und sie nicht unkritisch, aber guten Gewissens empfehlen würde? Dazu müsste sie nicht stete Fortzahlung der Bezüge wie bei dienstunfähigen Lebenszeitbeamtinnen, nicht sich fortvermehrende Millionenvermögen wie bei gescheiterten Fleischindustrieausbeutern bereithalten.

Schmücken würde sie vielleicht bereits ein Dialog zwischen den Alltagsbedürfnissen und -wünschen der örtlichen „Trinkerszene" und denen der Einzelhändlerinnen und Pendler, ein dreizehnter Monatsbetrag im Jahr (wie in den Niederlanden), eine nicht nur für ihre BezieherInnen geltende Kultur freien Wasserzugangs über öffentliche Trinkbrunnen (wie in Paris) und in Restaurants (wie in mehreren europäischen Regionen), einem Jedermanns/-frau-Recht zur tageweisen Übernachtung an geeigneten Freiflächen (wie in Schweden) und einem „bereits bezahlten Kaffee" (wie in etlichen Cafés auf dieser Welt). Berufe erlernt habende MitbürgerInnen würden nicht mehr mit Unworten wie ‚Job-Center' angesprochen werden, sondern mit dem Angebot, nicht nur an einem Gesetz, sondern an einer Partitur mitzuschreiben, die sie selbst gerne zusammen mit anderen öffentlich interpretieren und privat hören möchten. Vielleicht mit der Sequenz, gemeinschaftlich sich eine Brache zu erobern, sie zu bewohnen/bewahren und mit sich genesen zu lassen, ermutigt, diese schließlich feiernd hinter sich zu lassen – wenn man/frau mag?

Höchste Standards lassen sich wohl in keinem Weltgemeinwesen, das den Staat als Herrschaftsform überwunden hat, noch einem Weltsozialstaat, noch nicht einmal EU-europäisch, nationalstaatlich oder regional schaffen. Über ggf. allein formal bleibendes Schmuck- und Blendwerk hinausgehend erlebt, verteidigt, erstritten, genossen werden sie – und unstandardisierbar hilfreiche Linderungs-, Genesungs- und Blühbeziehungen – jedenfalls stets konkret vor Ort... ... oder eben nicht. Ach, jetzt ist es doch ganz schön durchgegangen mit mir! Mindestsicherung muss halt drohend fies sein, sonst gehen die Leute nicht in den Pütt, den Schlachthof, zum Paketdienstleister. Oder doch nicht?

Benjamin Benz *(Jg. 1973) lernt und lehrt zu (sozial-)politischen Fragen an der Evangelischen Hochschule in Bochum.*

Lesetipp dazu

Benjamin Benz
Ausgestaltung eines europäischen Rahmens für die Mindestsicherung
https://www.dgb.de/themen/++co++bf617a3e-611b-11e9-8ad5-52540088cada.

Franziska Büttner

Reflexionen zur Bedeutung des Schönheitsbegriffs in unserer Gesellschaft

Was bedeutet Schönheit für mich? Erst dachte ich, dies sei ein einfach zu beantwortendes Thema. Je länger ich mir jedoch darüber Gedanken machte, umso bewusster wurde ich mir, wie komplex das Thema für mich ist. Ich kann nicht genau definieren, was Schönheit für mich persönlich bedeutet.

Natürlich empfinde ich beispielsweise die Natur als etwas Wunderschönes. Ich liebe es, in Gärten zu verweilen oder durch bergige Waldgebiete zu streifen und meiner Seele etwas Ruhe und Kraft zu schenken. Es gefällt mir, Mode, Stoffe und Farben als Hilfsmittel zum Erzeugen und zum Ausdrücken von Stimmungen und Gefühlen zu nutzen. Ich mag es, mit Worten eine schöne Atmosphäre zu schaffen und mittels einiger Striche auf einer Leinwand dem Bild zu einem schöneren Aussehen zu verhelfen. Der Begriff Schönheit ist bei mir also zunächst positiv aber auch sehr oberflächlich besetzt und auf das Äußerliche bezogen.

Ich habe mich dann gefragt, was Schönheit über das Äußerliche hinaus für mich bedeutet. Und bereits mit den ersten vertiefenden Gedanken zog ich den Querverweis zu gesellschaftlichen Strukturen. Ich fragte mich, woran es liegt, dass die Gesellschaft generalisiert und von der – zugegeben oberflächlichen – Modewelt ausgehend, auf den einzelnen Konsumenten und dessen Eigenschaften schließt und damit die Gleichberechtigung gefährdet. Schönheit setzt das einzelne Individuum unter Druck und sorgt dafür, dass Ungleichheit weiterhin in unserer Gesellschaft bestehen bleibt oder sich sogar verschlimmert. Um zu dieser Überzeugung zu gelangen, haben Fragen nach Sonderbehandlungen oder Benachteiligungen aufgrund von Schönheit eine Rolle gespielt. Dabei scheint die Modewelt ein Maßstab dafür zu sein, was als schön zu gelten hat. Wenn man sich jedoch nur allein die letzten Jahrzehnte der Modewelt ansieht, wird man feststellen, dass dieser Begriff auf unterschiedliche Weise definiert wurde und einem stetigen Wandel unterliegt. Dennoch setzen sich gerade junge, von den sozialen Medien beeinflusste, Menschen unter enormen Druck, um das vermeintliche Schönheitsideal zu erreichen.

Der nächste ausschlaggebende Gedanke war die Frage nach dem nötigen Kapital. Denn es ist (auch second hand) immer teuer, etwas (den Garten, das Erbstück, die Wohnung, sich selbst) zu verschönern. Aber was machen die Menschen, die sich diese Dinge nicht leisten können? Haben diese Menschen dann auch einen gesellschaftlichen Nachteil? Meiner Meinung nach beißt sich hier die Ratte in den Schwanz. Einerseits sieht unser Sozialhilfesystem solche Belanglosigkeiten als nicht notwendig an. Gleichzeitig haben bereits viele Studien herausfinden können, dass Urlaub und Ausflüge in das schöne Grüne die Seele erholt und die Menschen stärkt. Das wiederum wird für die Arbeitsfähigkeit auf dem ersten Arbeitsmarkt benötigt. Das Ziel von Sozialhilfe ist es, die Menschen zu unterstützen, bis sie wieder in der Lage sind, sich selbst zu versorgen. Gleichzeitig wird den einkommensschwachen Menschen das nötige Werkzeug verwehrt, das Bestmögliche aus sich herauszuholen und somit wieder auf eigenen Beinen stehen zu können. Dennoch erwartet die Gesellschaft Erfolge und Dankbarkeit. Sowohl beim Bewerbungsfoto als auch beim Bewerbungsgespräch bedarf es angemessener Kleidung und eines gepflegten Äußeren. All dies ist teilweise verständlich, aber auch entsprechend teuer. Menschen, die also nicht ihre natürliche Schönheit durch finanzielle Hilfsmittel aufpeppen können, haben sehr wohl einen Nachteil.

Ist Schönheit dann ein Privileg? Und muss Schönheit auf Mode und Äußerlichkeiten bezogen sein?

Meine Antwort hierzu lautet ja und nein. Nach dem eben definierten Sinn ist Schönheit in unserer Gesellschaft eine Voraussetzung, freilich ein Privileg und sie ist auf Mode sowie Äußerlichkeiten bezogen. Definiert man Schönheit jedoch als etwas Anderes, zum Beispiel als einen guten zwischenmenschlichen Umgang, so besitzt jedes Mitglied der Gesellschaft hierzu einen Zugang und muss nicht besonders privilegiert sein.

Zusammenfassend kann ich sagen, dass bei dem Versuch herauszufinden, was Schönheit für mich persönlich bedeutet, sich mehr Fragen, als Antworten aufgegeben haben.

Obwohl sich viele Aspekte gefunden haben, Schönheit als etwas Schlechtes anzusehen, komme ich zu dem Schluss, dass Schönheit im Prinzip nichts weiteres als ein Bewertungskriterium ist, welches uns anerzogen, ansozialisiert, aber auch aus der „Natur des Menschen“ heraus entstanden ist. So kann einerseits Ungerechtigkeit gefördert werden, weil man etwas bewertet und es somit besser oder schlechter als das Andere macht. Andererseits ist es eine Empfindung, ein Gespür, welches sich zum Teil aus dem eigenen Charakter ableitet, durch Erziehung und Sozialisation geformt und ausgebaut wird. Dies fördert wiederum Kreativität, die uns täglich herausfordert und das ist etwas Wunderbares.

Franziska Büttner *lebt in Bochum und arbeitet in Düsseldorf als Sozialarbeiterin.*

Illustration: ***Robert Bosshard***

Robert Bosshard

schön finden

Die Industrielandschaft ist, touristisch gesehen, weder hässlich noch schön, weil sie strukturell bis heute noch immer zu einem horrenden Preis irgendwelchen Profitinteressen dient. Aber aufgrund der Komplexität der heutigen Verhältnisse gilt noch immer die Chance, dass ihre anonyme Urbanität umfassende persönliche Freiheiten zulässt, in der Gestaltung des persönlichen Urteils wie auch im Rahmen politischer Auseinandersetzungen. Letztlich war es aber wohl doch bloß der Job, verbunden mit der schönen Aussicht auf Wohlstand, welcher mir das Ruhrgebiet zur Heimat machte. So lebe ich seit über 50 Jahren in einem der Hotspots (so sagt man doch heute) des Niedergangs der Schwerindustrie, bin also zusammen mit den anderen fünf oder sechs Millionen davon betroffenen Menschen zum Zeugen der skrupellosen Kapitalflucht aus der Region geworden, und musste erschrocken mitansehen, wie ein mühsam etablierter sozialer Zusammenhalt mutwillig zerrissen wurde. Damit ist meine Identifikation mit diesem Teil Deutschlands eine andere geworden. War zuvor die gewerkschaftlich erzwungene Humanisierung der Arbeitswelt mein Stolz auf die Region, so dominiert heute die Scham, noch weitgehend ratlos und ineffizient am kulturellen Neuaufbau herumzufingern. In diesem geopolitisch und technologisch begründet unehrenhaften Chaos erlebe ich mich, mal literarisch ausgedrückt, unterwegs in der Morgendämmerung des Kulturschaffens der nachfolgenden Generationen, auf einem erst grob gepflasterten, noch schier aussichtslosen, weder hässlichen noch schönen, aber spannend vielfältigen Weg in die Neue Zeit der Ruhrregion. (Ich wurde sogar schon gebeten, dabei als Reiseführer zu fungieren.)

In Überwindung der durch Panikmache und Sicherheitsdenken geprägten deprimierenden Grundstimmung breiter Schichten der im Pott zurückgelassenen Bevölkerung, fühle ich mich dank hiesiger Freundschaften und kritischer Informationen wie ein am Kopf mit optimistischen Utopien bekränzter Angehöriger einer anarchopazifistischen Avantgarde (im Sinn eines frisch initiierten Eingeborenen). Dies befähigt mich, trotz der unfassbaren und doch allerorts manifesten sozialen Überforderungen, das Verschwinden der frühindustriellen Gesellschaftsverfassung schön zu finden. Denn immerhin zielen all die mitschwingenden Dissonanzen auf die Denaturierung gemeinnütziger Akkorde und sind nicht bloßer Unverstand. So hält mich die Arbeiterstadt davon ab, ethnozentrisch zu erblinden, heißt mich, gezielt das mich neu definierende Fremde und meine Kreativität herausfordernde Neue ins eigene Verständnis einzubinden, „wahr“zunehmen, ohne es rechthaberisch in die eigenen Harmonievorstellungen zu integrieren. Gelingt dies, so verbindet sich das Drama von Schicksalserfahrung mit der Tragik von deren Bewältigung... es erschließt sich das zeitliche Wesen des Schönen.

Die verschiedenen Ausformungen von Schönheit (personalisiert in einem zauberhaften Gegenüber, versachlicht in natürlichen Erlebniswelten oder an Beispielen aktueller Kunst, neu interpretierter Meisterwerke und überlieferter Folklore, sei es als Blume, Panorama, Architektur, Malerei, Musik oder Literatur), jede einzelne Schönheit erfasst und ergreift mich gelegentlich derart unverhofft, unausweichlich und brutal, dass ich die Macht über mich verliere und mir die Tränen kommen. Beherrscht von den auf mich einstürmenden Gefühlen und ohne Selbstkontrolle bin ich hingerissen ins Schöne, und gebe all meine Sinne dem mir geschenkten Eindruck hin. Offensichtlich hat in so einem Momentum meine Gefühlswelt jeweils bereits darauf gelauert, einen akrobatischen Einsatz leisten zu dürfen, ist vorbereitet darauf, mir zu zeigen, was ich kann. Alle Störfaktoren müssen dann minimiert werden, um dem Eros des ästhetischen Angebots zu ermöglichen, sich in mir möglichst ungebrochen zu spiegeln. Dies geschieht dann weniger wissentlich sondern eher kenntnisreich, um die grenzenlose Offenbarung von Schönheit dank Erfahrungen in Teilen parieren zu können. Nach meinem Empfinden korreliert ein derartiges Schönheitsempfinden weitgehend mit dem, was man gemeinhin Liebesfähigkeit nennt. So ist es zu allererst das diffus und komplex historisch hergeleitete ästhetische Ganze, welches mich das Ruhrgebiet schönmalen lässt. Nur so kann ich mir erklären, weshalb ich ausgerechnet diese verwüstet stillgelegte, administrativ verdummte, planerisch zersiedelte und infrastrukturell überlastete industrielle Ruinenlandschaft, diese verarmt und beschmutzt im Spuk überkommener Geister verzauberte Stadtlandschaft, von ganzem Herzen in ihrer menschlichen Schönheit zu empfinden vermag. In der Dämmerung, kurz vor dem neuen Tag, im kleinen Freundeskreis, zutiefst angerührt von einer in aller Unschuld aus dem karg liegengebliebenen Geröll geborstener Gewerke blassgelb aufleuchtend sich herzeigenden fragilen Schönheit einer Nachtkerze.

***Robert Bosshard**, Jg.1939, Schweizer, wohnhaft in Oberhausen. (Text + Foto)*

Rolf Euler

Prekäre Schönheit

Noch immer unter dem Eindruck der heißen Sommer von 2018/19, die uns und den Wäldern so heftig zusetzten, genieße ich den Regentag. Der Niesel geht in Schauer über, der Boden wird weich im Garten, das gemähte Gras richtet sich, die Blumen glänzen, da die Ernte von Kirschen und Johannisbeeren vorüber ist, gibt es wenig zu tun: schön den Schirm hervorzuholen und durch den Regen zu gehen.

Der Weg führt mich hinter den Bahnhof wie vor Jahren Richtung der ehemaligen Schachtanlage. Schön ist er nicht, aber wie es von Frank Goosens Opa überliefert wird: „Woanders ist auch Scheiße...!“ Auch die Erinnerung an denselben Weg um 5 Uhr morgens oder um 23 Uhr abends weckt keine unliebsamen Geister mehr, außer: schön war eher der Rückweg!

Das ehemalige Bergwerk existiert seit fast 20 Jahren nicht mehr. Anstelle der Fördergerüste, Maschinenhäuser, Werkstätten, Kauen und Büros stehen jetzt Glaspaläste dort: zwei Berufskollegs und eine große Sporthalle, deren Bau statt 50 über 100 Millionen gekostet hat. Hier ist Glasfassaden-Architektur der Zweck, nicht die Funktion. Was sich unter der Asphaltdecke verbirgt ist das genaue Gegenteil: das ehemalige Grubengebäude, dunkel, oft heiß, geschwärzt und verwinkelt. Prekäre Schönheit eines versteinerten Schuppenbaumes neben dem Streb – nach vier Stunden Hobelarbeit schon im ewigen Bruch verschwunden, kaum bemerkt von den vier verschwitzten Kumpels am Hauptantrieb.

Der Schulhof ist abgeschlossen: Corona und Ferien. Wo die Einfahrt zum Parkplatz war ist der Lehrgarten für die Berufsschüler. Leere Gebäude und der Platz dazwischen liegen im Nieselregen.

2010 stand hier der gelbe Ballon des Schachtzeichens – schön die Gemeinschaftsaktion der ehemaligen Bergleute, der Geschichtskreise und der unterstützenden Menschen, prekär die Vergesslichkeit des sozialen Umfelds.

Hinter der Sporthalle, wo früher das Zechen- an das Bahngelände stieß, eine Umgehungsstraße für die Stadt. Die Abgrenzung zum höheren Schulgelände mit diesen steingefüllten Stahlmatten – die übliche graue Unsitte der allgegenwärtigen Art. Neben den Gleisen hüben und drüben ein altes und ein neueres Stellwerk, die Fenster verrammelt, zum Teil besprayt, blind für die Veränderung, sehen sie aus als warten sie darauf, wieder in Betrieb genommen zu werden. Keine Wartungshalle und Rundlokschuppen, Drehscheibe und Weichen, Gleisanschlüsse für die Kokerei, die schon in den 1920er Jahren geschlossen wurde, brauchen diese Stellwerke mehr. Der übrig gebliebene Bahnhofsbetrieb wird von Münster aus gesteuert.

Danach beginnt der Parkplatz der Kollegschulen. An der Einfahrt steht die Erinnerungstafel an die Bergleute und die über hundert Jahre Bergwerksbetrieb an dieser Stelle. Die Farben sind verblasst, auch die schwarzen Gesichter auf den Fotos sind grau geworden. Die Tafel mit der Chronik und den Erinnerungen unseres Geschichtskreises zu lesen dauert wohl über 5 Minuten – an der Parkplatzeinfahrt, wo jedeR schnell vorbei ist... Auch der „Streitwagen“ aus Oberleitungsmasten und einer Seilscheibe kunstwerkt hier vor sich hin – kein allzu guter Ort an einer Stelle, wo fast nur Autos verkehren.

Alles so sauber und „schön“ hier, sogar die Tafel hat kein Sprayer angerührt. Ich sehe noch die Wagenschieberei, das Material auf dem Zechenplatz, wo seit 10 Jahren die Autos der SchülerInnen neben kargem Grün Stellplätze haben. Aus dem alten Schacht wird das Grubengas in einer Anlage in Wärme verwandelt. Für mich umgibt diese Stelle – auch nachdem der Regen aufgehört hat – diese widersprüchliche prekäre Schönheit des Reviers, die frühere Maloche überformt mit Neuem, was andere Generationen nicht mehr Maloche, sondern prekäre Arbeit nennen müssten.

Ich denke dies unter dem Eindruck, dass allein das Thema dieses ***AMOS***-Heftes eine Provokation ist, eine Provokation den eigenen Begriff von und die Sicht auf „Schönheit“ kritisch zu testen, wo so vielen Menschen die Schönheit des möglichen Daseins entzogen wird, durch schlechte Arbeit, Macht, Ausbeutung, Wohnformen, und dass viele unwillig würden, da noch Schönheit zu suchen. Unvorhersehbar war zu Zeiten der Bergarbeit, wie die Stadt mit ihrem Verschwinden umgehen würde. Sie macht es nicht schön, sie macht es nur anders. Ich bin froh über den Regen, ich hoffe, ich „rede“ mir den ehemaligen Pütt nicht schön, aber vielleicht ist es nicht mehr als das, um nicht nur das Prekäre daran allein in die Zukunft wirken zu lassen.

Rolf Euler *hat sich nach all den Jahren unter und über Tage Erich Kästner zu Herzen genommen: „Wer das, was schön war, vergisst, wird böse. Wer das, was schlimm war, vergisst, wird dumm.“*

Claudia Rammelt / Jan Gehm

„...aber Widerstand leisten immer Menschen.“ –

Nachdenken über die Fotoausstellung „Trümmer – Vertreibung – Leben“

Der Widerstand gegen die autokratischen Regime im Nahen Osten wurde von der westlichen Welt bejubelt, sofern er sich gegen Regierungen richtete, mit denen sie nicht koaliert hatten. Keinem der Proteste gelang die Kunst, die Regime so zu stürzen, dass sich ein grundlegender Wandel vollzog. Aus einem arabischen Frühling wurde ein arabischer Winter. Fundamentale Kräfte nutzten eher die Gunst der Stunde jeglichen Widerstand zu pervertieren, besonders der „Islamische Staat“. Die Folgen waren und sind verheerend. Autokratische Regime regieren weiter oder sind durch chaotische Zustände ersetzt worden. Nicht kunstvoll beendet, eher künstlich am Leben gehalten werden diese Konflikte im geopolitischen Geflecht der internationalen Interessen. Lokale wie internationale Kräfte widerstehen einer friedlichen Lösung, um Einflusssphären zu behaupten, im besten Falle noch auszubauen. Die Leidtragenden sind die Menschen, die entweder fliehen oder versuchen einen Alltag in diesen verworrenen Verhältnissen aufrechtzuerhalten. Es ist eine Kunst, die Situation in ihrer Komplexität darzustellen.

Eine Ausstellung mit Fotos aus Syrien, dem Libanon, dem Nordirak und dem Iran vom 15. – 21.7.20 in den Rottstr5-Kunsthallen Bochum aus den Jahren 2015 – 2020 hat sich das zur Aufgabe gemacht. Auch wenn vieles bruchstückhaft ist, abhängig von der Perspektive der Berichtenden, aber auch schnell veraltet aufgrund neuer Allianzen und Situationen, haben die Fotos versucht, die Situation einzufangen. Sie wollten sensibilisieren für die Komplexität und Fragilität in genau jenen Ländern: direkte und indirekte Folgen des Krieges, Vielfalt neben Kalifaten, der Wiederaufbau neben Ruinen. Aber auch Spuren einer jungen Generation, die sich immer weniger mit alten Strukturen abfinden möchte. Und vielleicht trugen die Fotos sogar eine Spur von Widerstand in sich, weil es auch darum ging, die Ambivalenz der Situationen abzubilden, die in der medialen Berichterstattung nicht immer genügend Platz finden.

Vier Vorträge bereicherten das zu Sehende um die je eigene Perspektive:

Gian Aldonani, eine junge jesidische Aktivistin eröffnete die Reihe. Sie berichtete authentisch vom Leben der jesidischen Minderheit im Sindschargebirge, gerade auch von den Frauen, die durch die Situation neu herausgefordert wurden. Sie gab Einblicke in das Leben der Menschen nach dem Genozid im Irak und erzählte von Projekten, die sie selbst vor Ort unterstützt.

Der Vortrag von Dr. habil Kristin Platt, Leiterin des Instituts für Diaspora- und Genozidforschung an der RUB, behandelte vor allem die Frage nach den Frauen, die nicht als Frauen besonders vulnerabel sind, sondern zu Zielen von Gewalt werden, weil es zur Systematik des Krieges gehört.

Am dritten Abend inszenierte die Bochumer Regisseurin Emel Aydogdu eine performative Lesung mit Mitgliedern der Zeitschrift „Neu in Deutschland“ (nid). Die freischaffende Regisseurin arrangierte die Geschichte von Xalaf, einem Jesiden aus dem Sindschargebirge, der vor dem IS floh und schließlich mit seiner Familie Zuflucht in einem der Camps im Nordirak fand. Diese Geschichte hat er mit Studierenden der RUB in seinem Zelt geteilt. Die Lesung, die selbst von Geflüchteten inszeniert wurde, ermöglichte einen anderen Zugang zur bedrückenden Geschichte der jesidischen Familie und der Gemeinschaft der Jesiden. Künstlerisch versuchte die Regisseurin den Thematiken Flucht, Verlust und Hoffnung gerecht zu werden und diese Ambivalenz dem Publikum näher zu bringen.

Den Abschluss der Reihe bildete der Politikwissenschaftler Dr. Thomas Schmidinger. Seit Jahren ist er auch immer wieder in der Region selbst unterwegs. Er richtete seinen Blick auf die prekäre Situation jener Menschen, die nicht als Flüchtlinge im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention anerkannt sind, sondern als sog. IDPs (Internally Displaced People) bezeichnet werden.

Als sich im Herbst 2015 plötzlich unzählige Menschen aus diesen Ländern und Regionen auf den Weg nach Europa machten, war unser Alltag plötzlich mit dem aus den Ländern des Nahen Ostens konfrontiert. Unzählige Menschen harren allerdings weiter aus, haben die Fragilität der Flüchtlingszelte oder zerstörten Städte weiter zu ertragen. Wie in einem Brennglas verdichten sich viele Probleme in Zeiten der Corona-Krise. Im Libanon sind die Hoffnungen auf einen Umsturz des korrupten Regimes des religiösen Proporzes trotz Lockdown noch nicht verflossen, derweil das Land eine existenzielle Wirtschaftskrise erlebt; im Nachbarland Syrien ist die Inflation ebenso gewaltig, auch wegen der engen Verflechtungen mit der libanesischen Wirtschaft. Im Nordirak verschlimmert sich die humanitäre Situation der seit Jahren in alternden Lagern lebenden Geflüchteten durch die Corona-Maßnahmen. Kunstvolle Graffitis in Syrien an Wänden von oft noch unbewohnten, teilweise zerstörten Häusern künden von Hoffnungen auf die Buntheit des Lebens. Die Parolen im Libanon an den Wänden sind Zeichen des Widerstands gegen den Status Quo, wie auch Aufruf dazu. Mancherorts jedoch finden sich auch Parolen der Islamisten zum Widerstand bzw. Bekenntnisse und Aussagen, wer die neuen Herren in dem Gebiet sind.

Ist das alles Kunst, weil wir es Streetart nennen – sicher nicht. Muss Kunst zum Widerstand anregen – zum Nachdenken hoffentlich schon. Kann Kunst Widerstand sein – es kann dessen Ausdruck sein, aber Widerstand leisten immer Menschen. Wir sind der Hoffnung, dass die Fotos angeregt haben, nachzudenken und zu diskutieren, um Wege auszuloten, manchmal als Widerstand, hoffentlich aber so, dass es zu einer gerechten Gesellschaft beiträgt.

(abgeschlossen vor dem Explosions-Ereignis im Libanon)

***Claudia Rammelt**, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der RUB, ist in vielfältigen Bezügen seit vielen Jahren mit dem Nahen Osten verbunden.*

***Jan Gehm**, Doktorand an der Radboud Universität Nijmegen, ist besonders interessiert an christlichem Leben im Nahen Osten.*

Hartmut Dreier

Schönes weckt bei mir Energie für widerborstige, heitere Dissidenz

Irmgard Merkt und Martin Geck packten 1975 in der ESG Bochum, in der Wohnung von Kiki Schrier und Jaap van Zwieten de Blom Geige und Akkordeon aus. Wir sangen regelmäßig aufsässige Lieder. Es tat gut und hatte Zulauf. – Walter Mossmann kam auch in Bochum vorbei und sang seine Lieder von Wyhl und Fessenheim, gegen die AKWs. – Wir fingen an, im Kirchenforum Bochum-Querenburg linke Feten zu feiern mit Tanzen, Singen und Debatten. – Klaus der Geiger aus Köln empfing am Tor von OPEL in Bochum beim Schichtwechsel die Belegschaft – wie erstaunt waren manche Opelaner.

Im November 1977 zogen wir von Bochum nach Marl, ich war (bis 1999) Pastor in einer Bergarbeitergemeinde. Ich wunderte mich besonders anfangs über die Sangesfreude von Frauen (und einigen Männern); ihre Volkslieder waren für mich ungewohnt. „Wir kennen diese Lieder seit unserer Kindheit. Es gab kein Radio, erst recht kein Fernsehen. Wir saßen abends mit unsern Eltern und Nachbarn vor und hinter dem Zechenhaus in der Kolonie, da wurde erzählt und gesungen. Was konnten wir sonst? Man hielt uns damals dumm! Aber was wir heute alles wissen!“ Die Älteren, meist Frauen, erzählten vom harten Alltag in der „Kolonie“ und von „denen da oben im Pütt“. Ich erzählte von „68“, von Widerständen weltweit – und sang ihre Lieder mit, je mehr ich diese Bergleute schätzen lernte. Und sie sagten zu mir „Früher hielten uns auch die Pastoren dumm und für dumm, früher erfuhren wir das alles nicht.“

Im Kirchlichen Unterricht vor der Konfirmation waren für mich alle Jugendlichen gleich wichtig. Das sprach sich in Marl herum und es meldeten sich Förderschul-Lehrkräfte mit ihren Jugendlichen mit Handicaps. Damals war Inklusion ziemlich neu. Ich erlebte immer wieder: Jugendliche mit Handicaps sahen sehr genau, was an den Wänden alles bildlich zu sehen war, sie beschrieben z.B. haarklein das „Hungertuch aus Haiti“. Im gleichen Kurs waren auch Jugendliche vom Gymnasium, sie schienen mir blind zu sein, sie sahen mit ihren Augen nichts, sie konnten z.B. solch ein Hungertuch nicht beschreiben, hatten nie hingesehen. – Ich bin selber auch ein visueller Mensch, ich merke mir Bilder, Räume, Farben, Gerüche und reagiere darauf; ich merke mir solche Eindrücke und vergesse wenig, während ich analytische Begriffe und „Ableitungen“ mir nur schwer merke. In mir steckt zeitlebens eine große Hochachtung, wenn ich an diese Jugendlichen mit ihren sog. Handicaps denke.

Weil ich musisch empfindlich und empfänglich bin, erwärmte ich mich in Marl seit Ende der 1970er Jahre für die Scharounschule, dort fühlte ich mich auf Anhieb wohl. Obgleich auch ich jahrelang den Nachnamen „Scharoun“ falsch aussprach, zog es mich immer dorthin – wie in einen Wald, in eine natürliche Landschaft. Diese Schule wirkt auf mich wie wenn ich in Natur unterwegs bin. Und so wurde ich mit anderen aktiv gegen den Abriss dieser (damals verfallenden) Scharounschule und wir kämpften 10 Jahre lang für ihren Erhalt. Seit ihrer Wiedereröffnung sind alle „stolz“, damals in 2005 wurden wir verlacht als Phantasten. Manfred Walz und Roland Günter halfen uns von Anfang an.

Seit etlichen Jahren lieben wir den Jahnwald am Jahnstadion hier im Stadtteil Marl-Hüls und unterstützen die Bürgerinitiative zu deren Rettung. Dieser 7 ha große Wald mit uralten Bäumen ist ein „schöner“, „andächtiger Ort“. Ich habe öffentlich angekündigt, ich wäre dabei und wir würden uns an den Bäumen anketten und von der Polizei wegtragen lassen, wenn eines Tages die Fällmaschinen anrückten und die Rodung für Wohnanlagen beginnen würde. Denn „jeder Baum ist heilig“, das versteht jeder – außer den Profiteuren.

Nachbemerkung: Je älter Mensch wird, desto mehr begreifen wir augenscheinlich, was in uns steckt. Meine Vorfahren väterlicherseits haben als Glasarbeiter im Solling gerne gesungen und ihre Familien haben Tücher in der Weser mit bunten Farben gefärbt. Auch Vorfahren mütterlicherseits sind malerisch tätig gewesen: meine Mutter Margarete Schultz studierte 1918 – 1922 an der Kunstakademie Breslau und erzählte immer begeistert von ihren Breslauer Anregern: Otto Müller, Marg Moll u.a.. Und sie erzählte von einem ihrer Vorfahren, der Ende des 18. Jahrhunderts als Theaterschneider in Lübeck gelebt hat und der die mittelalterliche Darstellung des „Lübecker Totentanz“ in der Marienkirche originalgetreu kopierte; unsere Mutter erbte dieses Stück, das aber beim Luftangriff auf Rostock 1942 in den Kriegsflammen verbrannte. Beim Wiederaufbau der Marienkirche in Lübeck nach dem 2. Weltkrieg gab es keine Originalvorlage... Mit diesen Erzählungen wuchsen wir Kinder heran. Ich erinnere mich nicht an diese Kopie, aber bin als damals Vierjähriger traumatisiert durch das Chaos der Bombennacht in Rostock. Für mich frühe Gründe, gegen Krieg zu sein!

***Hartmut Dreier**, seit 1969 mit **AMOS** verbunden. Es klingt pathetisch – Musisches ist täglich Brot!*

Lesetipp

Benjamin Myers
Offene See
Köln 2020, DuMont Buchverlag (engl. Originalausgabe 2019), 268 S.
England 1946. Die Sehnsucht nach dem Meer und die erlittene Enge von Armut und heimatlichem Bergbaumilieu veranlassen den 16-Jährigen Robert, sich zu Fuß auf den Weg zur Küste zu machen. Das Meer erleben und überhaupt mehr Leben erfahren, bevor er unter Tage arbeiten muss. Er lernt dabei die unkonventionelle Dulcie kennen und bekommt darin ungeahnte neue Perspektiven durch Naturerlebnisse, die Berührung mit Freundschaft und Partnerschaftlichkeit, mit Kunst und vor allem Poesie. Wie von selbst schafft er es, Dulcie aus der Starre ihrer traumatischen Trauer – und aus ihrem Lebensgeheimnis – zu lösen. Die Kritik in England nennt das Buch einen „poetischen Lobgesang“

Almuth Dreier

Peter Strege

An jedem schönen Augenblick hängt der Trauerflor des Glücks.

Ich denke, es wäre schön gewesen, wenn die Arbeiter, denen ich zuschauen durfte, mit denen ich gearbeitet habe, die ich bewundert und beneidet habe, wenn die das geblieben wären, was mich mit ihnen verband.

Gut – sie waren es auch, vor denen ich ein wenig Angst hatte, die in ihrer sehr direkten Art unbekümmert schienen und mutig dem Leben, das harte tägliche Arbeit war, die Stirn boten und auch, wie sie sich heimlich vor dieser davon machten, wie sie den Vorarbeiter, den Meister, den Akademiker um dessen Unkenntnis ihrer tatsächlichen Arbeitsbedingungen und Schwierigkeiten verlachten und sich zunutze machten; diese Schlitzohren und andererseits doch wiederum ängstlichen Anpasser, die um eines Vorteils willen markige Sprüche von eben zugunsten von förmlicher Höflichkeit vergaßen und versuchten sich lieb Kind zu machen, wo mir doch eben noch die Revolution kurz bevor zu stehen schien.

Die dem Alkoholverbot so nahe standen, dass sie es geflissentlich übersehen mussten.

Die von Flaschengärung so viel hielten, wie die Kronkorken Zähne haben, und wie sie mit ihren eigenen diese elegant von den Flaschenhälsen hoben.

Die ihr Zuhause von der Firma strengstens unterscheiden konnten und trotzdem bisweilen Arbeitsprobleme mitnahmen und sich fürs kleine Glück zu wenig Zeit nahmen.

Wie sie die Missstände auf ihrem Pütt mitleidslos anprangern und gleichzeitig im Schönreden vergessen machen konnten.

Die mindestens 2 Seelen in ihrer Proletarierbrust hatten, das Herz auf dem rechten Fleck, nämlich da, wo Sozialdemokraten es links vermuten, und die mit angewinkelten Armen so laut für ihre Glaubensinbrunst, sei es 04 oder 09, fluchen und jubeln konnten, dass Menschen, die nicht von hier waren, dieses Verhalten wie unverständliche Rituale einer fernen unbekannten Spezies vorkommen musste.

Die anhänglich wie Kletten und zugleich so spröde waren, dass selbst ihre eigenen Kinder ihnen gegenüber von der Unmöglichkeit einer Wiedererkennung sprachen und meinten, dass sie so jemand nicht kennen konnten.

Dieser ausgestorbenen Gattung mache ich den Vorwurf, dass sie sich selbst ausgerottet hat, weil sie trotz aller aufrichtigen Widerspruchsbereitschaft ihre Widersprüchlichkeit niemals wirklich akzeptieren wollte (vielleicht auch nicht konnte?) und demzufolge jede selbstbezogene Einsicht in die sie ausmachenden Verhältnisse missachtet und für unwichtig und/oder gar für falsch gehalten haben, (und genauso das was und) wie es die ihnen vorgesetzten Welterklärer vormachten, nachgeplappert und „stillgelebt“ haben.

Nichts desto trotz habe ich in Begegnungen mit ihnen wiederholt erlebt, wie sie binnen Sekunden den Himmel auf die Erde befohlen haben und aus „Nichts“ Sternstunden des Daseins zaubern konnten.

Sie haben in nimmermüder Hingebungsbereitschaft, ja mit schon fanatischem Eifer, an ihrem eigenen „Hinter-(=unter)-gang“ gearbeitet, nämlich in dem, wie sie sich selbst zum zur Schau gestellten „albernen Hans“ und „großgockelnden Harlekin“ gemacht haben, und in dem, wie sie den allzu traurigen Einsichten ins wirkliche Leben – und damit haben sie sich selbst und ihre wahrlich nicht immer rosigen Alltage gemeint – wie sie diese und die ihnen dafür zugänglichen Einsichten (manchmal leider nur) zum täglichen Kabarett am Tresen gemacht haben.

Wie sie sich selbstvergessen hopp haben nehmen können und bei aller Selbstüberschätzung doch in ihren kleinen Spuren geblieben sind, das hätte vorbildlich sein und werden können, das war vorbildlich, das – so dachte und hoffte ich – das wäre genau das gewesen, was ich am Leben gerne mein Schönes, „das Schöne“ genannt hätte.

Ganz besonders hier, im ehemals schwarzgeräucherten Ruhrgebiet, wo mittlerweile die akademisierten Kinder der Ehemaligen diesen die Befähigung zur eigenständigen Daseinsbehauptung vielfach aufkündigen und, weil sie es nun (endlich) besser haben, mit der Vergangenheit keine Verträge mehr haben wollen.

***Peter Strege**, immer noch der Alte, wohnt im Ruhrgebiet und wüsste auch nicht, wo er denn sonst hin sollte.*

Lesetipps zu Palästina

Wolfgang Benz (Hrsg.)
Streitfall Antisemitismus.
Anspruch auf Deutungsmacht und politische Interessen
Berlin 2020, Metropol, 328 S.

Omri Boehm
Israel – Eine Utopie
Berlin 2020, Ullstein/Propypläen, 256 S.

Norman Paech / Karsten Nowrot (Hrsg.)
Krieg und Frieden im Völkerrecht
Köln 2019, PapyRossa, 181 S.

Avi Primor
Weit war der Himmel über Palästina (Roman)
Köln 2020, Bastei Lübbe, 336 S.

Peter Bingel
Kirche, Altes Testament und der Nahostkonflikt. Vom christlichen und israelisch-jüdischen Umgang mit der Hebräischen Bibel und den politischen Folgen
Gabriele Schäfer Verlag Herne, 172 S.
ISBN 978-3-944487-61-8

Arn Strohmeyer
Wider den Mainstream. Plädoyers gegen Israels Palästina-Politik und den Antisemitismus-Vorwurf als politische Waffe
Gabriele Schäfer Verlag Herne, 264 S.
ISBN 978-3-944487-65-6

Arn Strohmeyer
Der Kampf um die Wahrheit. Israels Politik gegenüber den Palästinensern aus Sicht der Psychoanalyse
Gabriele Schäfer Verlag Herne, 220 S.
ISBN 978-3-944487-70-0

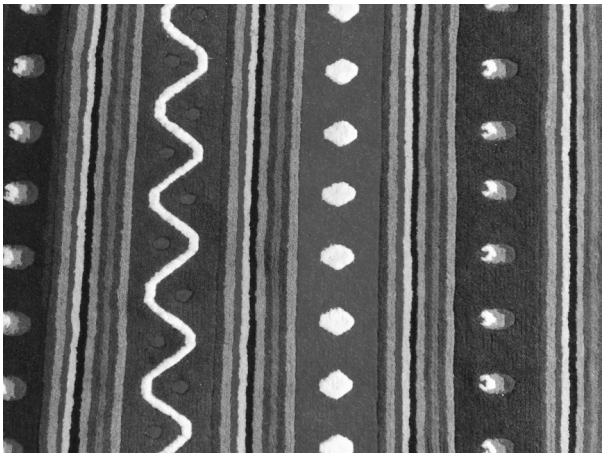
Irmgard Merkt

Eine schöne Umgebung

In unserer Familiensaga gibt es eine kleine Geschichte: Angeblich soll ich, zwei- oder dreijährig, auf dem Arm meines Vaters beim Besuch der Basilika von Ottobeuren den Arm ausgestreckt und gesagt haben: Sön!!!

Das Schöne war mir immer „irgendwie“ wichtig. Es verstand sich allerdings auch immer aus dem Gegenteil, dem Hässlichen oder Scheußlichen. Als Kind fand ich viele Gegenstände unserer Wohnungseinrichtung scheußlich, vor allem die Wohnzimmermöbel im Stil des Historismus und die Vorhänge. Die Möbel, in denen heute mein Bruder im Elternhaus in München lebt, finde ich immer noch scheußlich, aber sie sind einfach so vertraut, dass ihr Äußeres nicht mehr in die Wertung eingeht. Die Vorhänge habe ich über die Jahre im Schrank verwahrt und heute aufgehängt: Sie sind beste materiale und ästhetische Qualität der 50iger Jahre und gehören mit ihrem an Matisse orientiertem Design und der schweren Stoffqualität eher in ein Textil-Museum als in meine Küche.

Heute bin ich in einer Hinsicht durch und durch intolerant: Sachen, die ich nicht schön finde, dürfen nicht ins Haus. Wahrscheinlich ist das bei jedem und bei jeder so: Wer stellt sich schon scheußliche Sachen hin? Wer kauft schon ein scheußliches Sofa? Wer hängt sich schon ein scheußliches Bild an die Wand? Es muss so etwas wie spontane oder auch lang überlegte Entscheidungen nicht nur für das Praktische, sondern auch für das Schöne geben: für ein Besteck, für Gläser, für und – in meinem Fall – gegen eine Tapete, für oder gegen eine Lampe, für oder gegen ein Bild, eine Vase, einen Teppich. Für oder gegen bestimmte Musik, für oder gegen Bücher. Bücher sind, das merke ich gerade, ein Spezialfall. Sie bleiben im Regal, auch wenn ich ihren Inhalt verabscheue. Ich könnte sie ja zum Zitieren brauchen. Der schlimme Gedanke als potentieller Gebrauchsgegenstand? Ein Beispiel: In dem Werk „Praktische Ethik“ befürwortet Peter Singer das Töten von Neugeborenen mit schwerer Behinderung u.a. mit dem Argumentationsstrang, dass sich so das Unglück in der Gesellschaft verringere und also die Summe des Glücks erhöhe. Ja, auch dieser kleine Reclam-Band steht da neben Chomsky und Ziegler, neben Brecht, Heine und Hölderlin, neben den Bildbänden über Kunst, Architektur, das Ruhrgebiet und die Wunder der Welt.



Das Ästhetische war und ist für mich immer auch hoch emotional. Der Zauber war und ist der dunkel-schimmernde Raum (1), seine Form, sein Material en gros und en détail. Der Zauber war und ist die Musik (2), der Zauber ist der „irdene“ Gegenstand (3), der Zauber ist das Textile (4) – und das Spielzeuginstrument (5) für kleine und große Kinder.

(1) und (2): Unterwegs betrete ich in der Regel die größeren und kleineren Heiligtümer, an denen ich geplant oder ungeplant vorbeikomme. Hallo Ruhrgebiet: Ist den Leserinnen und Lesern die Drüggelter Kapelle bekannt? Ein Kleinod am Möhnesee. Einfach googeln, hinfahren, reinsetzen und wirken lassen. Das mache ich: Reinsetzen und wirken lassen. Den Raum als Großes und dann insbesondere das Kleine. Die Details der Steine, die Verzierungen der Kapitelle. Na ja, und dann die Heiligtümer anderswo. En gros und en détail. In manchen Tempeln Indiens gibt es „singende Säulen“. Eine Säule wurde so ausgehöhlt, dass rund um den tragenden Kern fünf bis sieben kleine Säulen entstehen. Eine Skizze von oben gesehen würde einen größeren Innenkreis mit fünf oder sieben kleinen Kreisen zeigen. Jede dieser kleineren Säulen gibt beim Anschlag einen anderen Ton, zusammen ergeben sie eine Tonleiter, mit der musiziert werden kann. Wow, was Menschen sich alles ausdenken. Und können. Das berührt mich so, wie die Erinnerung an die Stimme meines Vaters, der in einem schönen Bassbariton allerhand Lieder sang. Vor allem das gemeinsame Singen mit Eltern und Geschwistern bis in die 60er Jahre in einem DKW Reichsklasse Baujahr 36 (!) während der Ausflugsfahrten in die Münchner Hausberge oder zur Oma nach Landshut.

Die Liebe zum geschlossenen und geschützten Raum, ob Kapelle, Auto oder Zimmer, definiert die Pränatalpsychologie als Erinnerung an das Leben im Uterus, in dem alles begann. Auch in diesem Raum gab es schon Klänge und Geräusche – und was seinerzeit angenehm war, bleibt auch angenehm oder wird eben schön. Aus dem Atem wird die Melodie, aus dem Herzschlag der Rhythmus. Soviel nur kurz zur Musik: Sie ist die gestaltete Resonanz der grundlegenden Lebensvollzüge. Kein Wunder, dass die meisten Menschen Musik mögen. Welche auch immer.

(3): Ich mag sogenannte materielle Volkskultur in Form von Behältnissen. Wie die Volkskultur politisch korrekt heißt, weiß ich gar nicht. Mein Vater war ein Bauernbub aus dem Allgäu, er durfte als jüngstes Kind aufs Gymnasium, alle seine Schwestern blieben Dienstmädchen. Er liebte die ästhetischen Spuren seiner Kindheit, die bäuerlichen geflochtenen Körbe und das „irdene“ Steingut. In meinem Haushalt stehen vielfach Körbe, Holzdosen und grob getöpferte Behältnisse für Kugelschreiber, hier erworben oder von Reisen mitgebracht. Gerade hab ich ein Buch gekauft: „Basketry. A World Guide to Traditional Techniques“, ein Bilderbuch über geflochtene Alltags- und Kunstgegenstände in aller Welt. Unglaublich, was Menschen jenseits der Herrschaftskulturen alles gestalten. Bewunderung und Freude! Und: irgendwie Familienzusammenhalt.

(4): Das Textile. Die Freude und das Interesse am Textilen jenseits von Klamotten kam erst später in mein Leben, als ich im Rahmen der professoralen Weibertreffen und Netzwerkbildung in den 1990er Jahren an der heutigen TU Dortmund die Kollegin Heide Nixdorff kennenlernte, die in der Lehrerbildung statt zum Handarbeiten in die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Kultur des Textilen einführte. Auf das Textile mit wissenschaftlichen Augen schauen, das war mir völlig neu. Ja, Perserteppiche und der Wandteppich von Bayeux schon irgendwie – aber sonst? Es ging ganz schnell mit dieser Liebe – und heute hängen Stoffe an einigen Wänden, an denen früher Bilder waren. Mit Ausnahme eines chinesischen Seidendrachens, erworben in Kathmandu, alles graphische Muster in für mich wunderbarsten Farbkombinationen. Bei genauerem Hinsehen, das merke ich gerade beim Schreiben, wiederholt sich in den Mustern der Stoffe die Ästhetik der Körbe. Also doch: Familienzusammenhalt.

(5): Spielzeuginstrumente. Das erste Spielzeuginstrument meiner Sammlung stammt aus Münchner Studienzeiten. In einem schon damals teuren Viertel gab es einen Laden mit ästhetisch-gehobenen Dingen, die der Mensch nicht wirklich braucht, die aber durchaus Freude machen. Ich fand eines Sommers ein bereits herabgesetztes hellblaues Holzkästchen mit kleinen Löchern rund um eine Kurbel. Auf dem Kästchen sitzen zwei Hasen, zwischen sich eine Mini-Säge. Mit dem Drehen der Kurbel bewegen sich die Beiden vor und zurück und sägen natürlich nur symbolisch an der Holzmöhre, die zwischen ihnen liegt. Fast überflüssig zu sagen, dass aus dem Kästchen beim Kurbeln auch Musik erklingt. Zwei Hasen, die mit Musik eine Möhre zersägen – wer denkt sich sowas aus? Schon beim Kauf sehe ich den Großvater, der sich für seine Enkelkinder die sägenden Musik-Hasen ausdenkt – und mein inneres Kind lacht ziemlich vergnügt. Im Laufe der Jahre haben mich die verrücktesten Spielzeuginstrumente gefunden: Ja, sie haben mich gefunden, nicht ich sie. Ein kicherndes Handtäschchen, eine trötende Eiskugel, die aus der Waffel springt, ein tanzender Elefant, trommelnde Hasen und Bären, Flöten, deren Luftstrom eine Tänzerin dreht. Eine lange Liste großväterlicher Liebenswürdigkeiten. In die Sammlung wird im Übrigen nur Kompetenz aufgenommen: ein Ton muss es mindestens sein. Manche der Jahrmarktinstrumente können zwei, manche sogar drei Töne: erzeugt durch Blasen, Trommeln und Klingeln.

Erst im vergangenen Jahr hat die Sammlung, die wie von selbst immer noch anwächst, zwei angemessene Glasschränke bekommen. Bis dahin war sie ästhetisch noch nicht recht präsent. Jetzt freue ich mich ganz „offiziell“ und gleichzeitig denke ich: Wohin damit später einmal? Vielleicht in ein Spielzeugmuseum? Oder als Spaßfaktor in eine Instrumentensammlung? Ja, wohin mit all dem, was sich an Privat-Schönem und Privat-Liebenswertem angesammelt hat?

Vorerst mag ich einfach einmal all das – als Ausdruck meiner Lebensgeschichte, als Ausdruck meiner Herkunft, als Ausdruck der Verbundenheit mit dem fröhlichen Anteil meines inneren Kindes. Ich nehme das Schöne und Liebenswerte als Kraftquelle, wenn mir der Homo sapiens wieder einmal allzu schrecklich vorkommt.

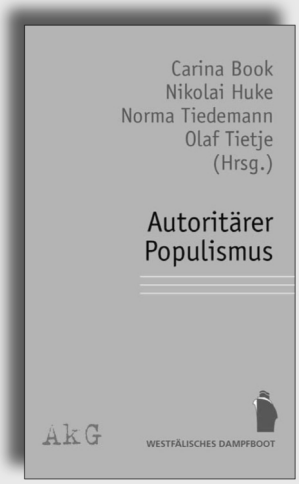
***Irmgard Merkt**, s. S. 5 (Der tibetische Teppich aus Kathmandu liegt im Arbeitszimmer.)*

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Neu!

Philipp P. Metzger
Die Finanzialisierung der deutschen Ökonomie am Beispiel des Wohnungsmarktes
2020 – 310 Seiten – 30,00 €
ISBN 978-3-89691-262-6

Der Autor zeigt, wie sich der fordistische Mietwohnungsmarkt hin zu einem finanzialisierten Markt transformierte. Damit einher ging der Aufstieg von börsennotierten Wohnimmobilienkonzernen wie der Deutsche Wohnen und Vonovia – mit dramatischen Folgen für die Mieterinnen und Mieter wie auch die Beschäftigten dieser Gesellschaften.



Carina Book / Nikolai Huke / Norma Tiedemann / Olaf Tietje (Hrsg.)
Autoritärer Populismus
im Auftrag der Assoziation für kritische Gesellschaftsforschung
2020 – 189 Seiten – 22,00 €
ISBN 978-3-89691-257-2

WWW.DAMPFBOOT-VERLAG.DE

Robina Cronauer

Muße tun

Menschen, die den Verlust eines geliebten Menschen oder einer Sache beklagen, erklären oft im Nachhinein, dass sie eben erst durch den Verlust erkennen konnten, wie wertvoll das Verlorengegangene war. Auch mir erging es so, als ich erkannte, was das Schöne war, das sich unbemerkt aus meinem Leben geschlichen hat. Als sich ein paar mir gewohnte hartnäckige Gewitterwolken zusammenzogen zu einem Jahrhundertsturm, der Anarchie in Kopf und Körper verursachte. Als Fachfrau würde ich das als Depression bezeichnen. Als Mensch bevorzuge ich es als einen Zustand zu beschreiben, in dem die Seele wachsen will, aber noch nicht so genau weiß, wie das gehen kann, und deshalb einen Akt der Gewalt gegen ihren tauben und blinden Wirt ausübt.

Viele Aspekte an so einer Zeit sind bemerkenswert scheiße. Zum Beispiel, wenn du deine ganze Energie dazu verwenden musst, andere glauben zu machen, dass du so funktionierst wie vorher, damit sie keine Angst vor dir bekommen. Die Scham, die du spürst, weil du im wahrsten Sinne des Wortes zu einem instinktgetriebenen Aggressor mutierst, der nicht nur das eigene Wohlbefinden, sondern vor allem auch das der dir Nahestehenden bedroht. Die Einsamkeit, die du fühlst, wenn du täglich umringt wirst von Leuten aber trotzdem ganz allein bist. Der Verlust von der üblichen Palette an Gefühlen, vorzugsweise natürlich von den Gefühlszuständen, die wir als angenehm und belohnend empfinden. Kein Mensch, kein Tier, kein Ort, keine Tätigkeit ist mehr richtig, alles schmeckt fahl. Auf dem Höhepunkt des Gewitters angelangt war das eine sehr beängstigende und bedrohliche Erfahrung.

Doch ich hatte Glück, denn irgendwie überzeugt davon, dass an meiner Hardware nichts schlecht ist, konnte ich dem Schrei der Seele folgen und lernte, mich mit diesem Teufel anzufreunden, der irgendwo zwischen meinen Herzklappen und meiner Hirnchemie heimisch geworden ist. Während meine Altersgenossen schon mal tun, was man in meinem Alter als erwachsene Person so tut, widme ich mich also heimlich meiner persönlichen Lebensabschnittsaufgabe namens „Klarkommen“. Bei ihrer Bewältigung gibt es eine Hürde, die ich noch immer nicht richtig bewältigen konnte:

Wo ist der verloren gegangene Sinn für das Schöne geblieben? Für das, was dem Leben den Kick versetzt, den man braucht, um genug Energie zu sammeln, damit man einen Fuß vor den anderen setzen kann. Hierbei möchte ich betonen, dass für mich ein Kick nicht Exzess bedeutet, dafür gibt es schließlich schnelle (chemische) Lösungen. Gemeint ist die einfache Freude, die man spürt, wenn man etwas tut oder sieht, das für einen persönlich schön und wohltuend ist.

Während meiner Suche nach dem Schönen fragte ich mich, was denn die mich erfreuende Schönheit für mich bedeutet hat, bevor ich mich meinem seelischen Notzustand widmen musste. Und es kam mir schnell das Wort Muße in den Sinn, denn in meinem früheren Leben war das tun der Muße die größte Quelle der Schönheit, Freude und Zufriedenheit. Was bedeutet das für mich? Muße ist für mich der Zustand, den man empfindet, wenn man eine Tätigkeit um ihrer selbst willen tut, ohne dabei einem Zwang zu folgen oder es zwecks des Erreichens eines äußerlichen Ziels zu tun. Sie bedeutet Konzentration und innere Einkehr. Sie ist ein leerer Raum, den ich fülle, wie ich es will, denn alles kann und nichts muss. Sie ist ein Schöpfungsprozess, an dessen Ende ein unverwechselbares und persönliches Produkt entsteht. Sie ist eine Lebenseinstellung, die man aktiv in den Alltag einweben muss, damit sie nicht verloren geht. Und das war mein Fehler:

Ich erlebte die Muße vorzugsweise in kreativen Tätigkeiten. Ich zeichnete oft und überall, ungeachtet der Frage, ob ich dazu ein Talent hatte. Ich schrieb und manifestierte meine Gedanken, Erlebnisse, Gefühle und Fantasien auf Papier. Nach jedem kleinen Gedicht, nach jedem erfolgreich gezeichneten Bild spürte ich eine Zufriedenheit und einen Stolz, die kein Kompliment, kein Zeugnis, keine Institution jemals in mir erzeugen konnte.

Mich daran erinnernd, versuchte ich mich wieder an diesen Tätigkeiten, in der Hoffnung, sie würden meinen Sinn für Freude und Schönheit wieder erwecken. Aber das erwachsene Hirn ist ein verrottetes! Zeichnete ich, so ärgerte ich mich, dass die Zeichnungen nicht dem alten Stand entsprachen. Wollte ich schreiben, so fand ich keine Worte. Musizierte ich, klang alles krumm und ohne Gefühl. Ich verglich die Ergebnisse mit denen der anderen, um festzustellen, dass die besser sind. Und wer hat schon die Zeit für Muße, während man vor sich hin adultiert? Frustriert von meinen Versuchen, verwarf ich sie oftmals und betäubte mich stattdessen mit Netflix. Noch immer habe ich den Zugang zur Muße nicht wiederherstellen können, obwohl sie als Ausdrucksmittel so existenziell für mich ist. Aber ich kann mit voller Zuversicht sagen, dass sich auch diese Nuss irgendwann knacken lässt.

***Robina Cronauer** (Jahrgang 1990), lebt und arbeitet im Ruhrgebiet.*

Rebekka Scheler

„Die Maßnahmen unterdrücken nur kurzfristig unsere Proteste.“

Beiruts Proteste in Bildern

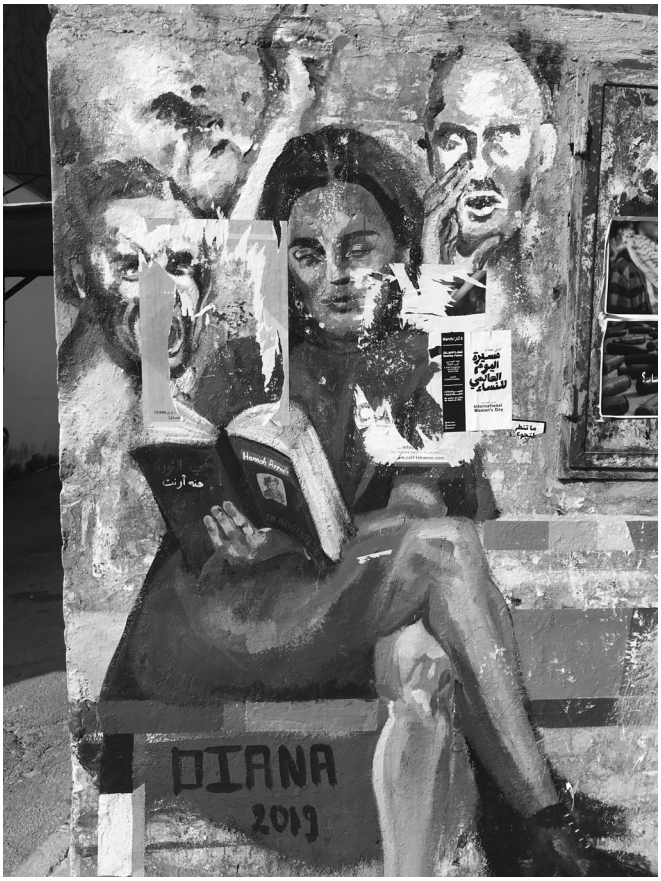
„Die Maßnahmen unterdrücken nur kurzfristig unsere Proteste. Wenn Corona vorbei ist, gehen wir wieder auf die Straße.“

So formuliert es eine libanesische Studentin im Onlinegespräch. Die Lage ist angespannt, die Proteste im Herbst 2019 waren bereits eindeutiges Zeichen für die gravierenden Missstände im Land: eine korrupte Regierung, die weiter wachsende Schere zwischen Arm und Reich, viele Geflüchtete, für die der Staat schon vor der Krise nicht sorgen konnte und ohnehin teure Lebenshaltungskosten – so auch die Internetgebühren. Für 30 US-$ bekommt man 5 GB Internet und ein paar Freiminuten für einen Monat. Viele LibanesInnen nutzen aufgrund der teuren Telefonverträge Whatsapp für Sprachanrufe. Als die Regierung ankündigt, diese extra zu besteuern, kocht das Fass über und Tausende gehen auf die Straße und demonstrieren.

Das Zeichen der Revolution, die gereckte Faust mit dem arabischen Wort für „Revolution“ oder „Umwälzung“ geschmückt: thaura.

Die Protestierenden sind eine bunt gemischte Gruppe, auch viele Frauen sind darunter. Religionszugehörigkeiten, die sonst wichtige Identitätsmarker sind, verlieren an Bedeutung.

Junge Frau, die Hannah Arendt liest:



Polizei und Entscheidungstragende reagieren mit Härte auf die Proteste. Downtown, wo der Regierungssitz ist, wird am meisten protestiert – und dementsprechend abgesperrt. So kommt es zu dem bizarren Arrangement des Grünstreifens mit Stacheldraht davor.

Auf dem Märtyrerplatz, vor der Mohammed-al-Amin-Moschee, haben die Protestierenden ihr Camp aufgeschlagen. Der Phönix davor ist eine Skulptur, erschaffen aus den zerstörten Zeltstangen, nachdem das erste Camp von der Polizei zerstört wurde.

Der Regierungsdistrikt ist komplett mit zweieinhalb Meter hohen Betonstücken abgesperrt. Die Demonstrierenden haben sie auf ihre Weise verschönert: „nicht-recycelbare PolitikerInnen“ und „toxischer politischer Abfall“ mit entsprechenden Warnzeichen ist zu lesen. Die Frustration der Bevölkerung findet Ausdruck im Künstlerischen und macht die Anliegen deutlich – auch wenn wegen Corona derzeit nicht demonstriert werden darf. Dennoch gehen viele ob der wachsenden Not wieder auf die Straße und fordern bessere Behandlung von der Regierung

Die Not im Land wächst, der Wechselkurs des libanesischen Pfunds (LBP) hat sich mehr als versechsfacht: von 1 US-$ zu 1500 LBP auf 1 US-$ zu 10.000 LBP. (Stand: 20.07.2020). Bei derzeitigen Preisen kann selbst eine Familie der Mittelschicht kaum Lebensmittel bis zum Monatsende finanzieren. LehrerInnen und Gesundheitspersonal bekommen seit Monaten nur sporadisch Gehalt ausbezahlt, wenn überhaupt. Gerade die Problematik von Corona wird damit erheblich verschärft. Die drastische Verschlimmerung der Lage wird aller Voraussicht nach zu weiteren Protesten führen, so viel ist sicher. Doch die Frustpotenzierung und existentielle Not der Menschen werden sicherlich einen zusätzlichen Risikofaktor für die Eskalation darstellen.

Die Bilder entstanden auf einer Forschungsreise vom 9. – 13.03.2020 nach Beirut. Leider mussten wir die Reise aufgrund der Coronamaßnahmen frühzeitig abbrechen. Geplant war ursprünglich ein dreiwöchiger Aufenthalt.

***Rebekka Scheler**, Pottkind & Theologiestudentin an der Ruhr-Uni Bochum, Nahostreisende und Que(e)rdenkerin.*

Lesetipp

„Neu in Deutschland – Zeitung über Flucht, Liebe und das Leben“ http://nid-zeitung.de

Der Titel sagt bereits, worum es sich bei dieser Zeitschrift handelt: Geflüchtete schreiben über Vergangenes, das Ankommen und das Leben hier in Deutschland. Die authentischen Perspektiven aus allen Lebenslagen geben Einblick in das, was die Menschen beschäftigt. Es wird über Arbeits- und Wohnungssuche geschrieben, über Erfahrungen mit den Ämtern und Vermietenden. Doch auch Fragen nach Zusammenleben, dem Aufeinandertreffen unterschiedlicher Lebenshorizonte und Kultur werden behandelt. Dabei sind auch die AutorInnen oft unterschiedlicher Meinung und das wird auch wiedergegeben. Abgerundet wird die Zeitschrift durch Gedichte und lyrische Texte der AutorInnen. Diese befassen sich oft mit Sehnsucht nach Heimat und Angekommensein. Kurz: ein praktischer und literarischer Einblick in die Leben und Herausforderungen von Menschen, die sich in Deutschland zurechtfinden und ein neues Leben aufbauen wollen – mit allem pro und kontra!

Ute Mark

Schönes Ruhrgebiet

Seit der Internationalen Bauausstellung Emscherpark und der Kulturhauptstadt Ruhr 2010 erleben wir eine Werbung für das Ruhrgebiet als großflächiges Freizeitareal und sogar dessen Vermarktung als attraktives Touristenziel.

Die ansehnlichsten, sorgfältigst gestalteten, also schönsten architektonischen Relikte der Kohle- und Schwerindustrie werden angepriesen als „Kathedralen der Arbeit“, „Paläste der Elektrizität“, betont wird oft ihre Ähnlichkeit mit trutzigen Burgen. Gepriesen werden sie, seit sich die Kunstgeschichte für Industriearchitektur zu interessieren begann und das erweiterte Denkmalverständnis auch Zweckgebäude „adelte“, als „wertvolle Architektur“ oder „Zeugen hoher Ingenieurskunst“, oder sogar der Liste des UNESCO-Weltkulturerbes würdig. Viele sind mit ihren einfallsreichen Gestaltungsformen, manchmal dekorativ, manchmal monumental, den Entwürfen der oft namhaften Architekten der Entstehungszeit entsprechend, wirklich einfach „schön“. Denn schließlich können sie bei den Betrachtenden ästhetisches Wohlgefallen oder sogar staunende Bewunderung auslösen.

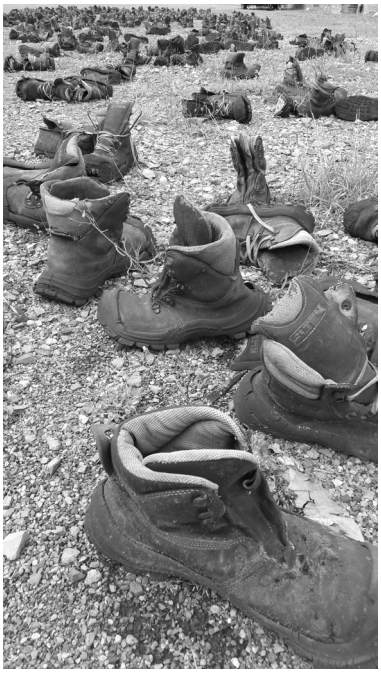
Aber, so mag der Einwand des historischen Bewusstseins lauten, feierte sich mit diesen Bauten nicht lediglich ein erfolgreiches Unternehmertum, das seine protzige Selbstdarstellung nicht nur auf private Repräsentationsvillen beschränken wollte? Haben diese architektonischen Juwelen nicht eher der Tarnung hässlichster kapitalistischer Ausbeutung des Industriezeitalters gedient und der Schaffung eines Reichtums, der eng verknüpft ist mit nationalistischen Reichsgedanken, imperialistischen Machtansprüchen und nicht zuletzt mit dem Potential, zwei Weltkriege vom Zaun zu brechen? Verbirgt uns die „Schönheit“ dieser Industriedenkmale nicht, dass und wie dieser Reichtum in den Zeiten des prosperierenden Bergbaus und der Stahlindustrie auf den Knochen einer geschundenen Arbeiterschaft erwirtschaftet wurde, von den Zwangsarbeitern im 2. Weltkrieg ganz zu schweigen, die hier in Massen mit ihrer Gesundheit und mit ihrem Leben bezahlt haben?

Folgt daraus, dass wir sie nicht schön finden dürfen, uns vom Stolz der Regional- und Kommunalverbände auf diese Sehenswürdigkeiten distanzieren müssen?

Für viele von uns Ruhrgebietsmenschen stellt sich diese „Kopf-Frage“ nicht. In all diesen alten erhaltenen Gemäuern, Stahlgebilden und Türmen finden wir unsere Wurzeln, unser ‚Zu-Hause-Gefühl‘, um das belastete Wort Heimat zu vermeiden. In ihrer Schönheit, ob gut erhalten, in Stand gesetzt oder im vernachlässigten Verfallszustand, lassen sie uns nicht unberührt und enthalten zugleich, untrennbar, unvermeidlich die Erinnerungen und Erzählungen der Generationen vor uns – Erzählungen von Solidarität und einzigartigem Zusammenhalt im Pütt und in der Nachbarschaft, aber auch bittere Geschichten des Arbeiteralltags.

Auch die Umnutzung einiger Komplexe als Museen, mit oft ehemaligen Beschäftigten als Erklärenden mit Herzblut, frischt die Erinnerungen an die Großvatererzählungen auf. Man kann sich vorstellen, wie er seine Hauerhand zum symbolisch erhöhten Kassenhäuschen der Lohnhalle hinaufstreckte und die beabsichtigte Erniedrigung empfand, den verdienten Lohn als herablassende Wohltat zu empfangen.

Oder auch Kunstinstallationen wie „Altes Eisen“ von Marcus Kiel. Unter dem mehrdeutigen Titel „Fortschritt“ stehen 350 Paar alte Bergarbeiterschuhe vor der Waschkaue der Zeche Hannover. Ihren „bedrückenden, fast schon gespenstischen Eindruck“ (Internetseite des Museums) verstärkt, unter die Haut gehend, die Erinnerung an eine Familienüberlieferung: Zum Todeszeitpunkt des Großvaters bei einer Schlagwetterexplosion in der Grube (1919) hörte die Urgroßmutter Schritte schwerer Arbeitsstiefel auf der Diele und erschauerte, weil kein Mensch zu sehen war. Ob glaubhaft oder nicht – das menschliche Leid eines Grubenunglücks, der Schock über das reale Eintreffen eines immer vorhandenen Berufsrisikos, werden greifbarer.



Oder der Titel „Altes Eisen“ scheint geradezu auf den anderen Großvater gemünzt. Wie fast alle seiner Kollegen als „Berginvalide“ unter Steinstaublunge leidend, wurde er – ohne Wahlmöglichkeit – vom Knappschaftsarzt behandelt, der auf die Fragen der Schwiegertochter nach lindernden Therapien nur zu antworten wusste: „Sie müssen bedenken, der Mann ist alt.“ Altes Eisen eben... nicht schön...

Besucher von außerhalb, ins von Rauch und Ruß weitgehend befreite Revier gelockt, sei es zum Sightseeing oder zu hochkarätigen Events in umgenutzten Gebäuden, mögen aus ihrem anderen Sichtwinkel lediglich dem Charme der Industrieromantik erliegen oder sich von der neu entstandenen „Industrienatur“ bezaubern lassen. Aber warum sollen sie hier nicht ebenso Schönheit erleben wie bei der Besichtigung eines gotischen Doms oder eines Schlosses, die auch nicht in für die Mehrheit der Menschen goldenen Zeitaltern entstanden sind?

Vielleicht kommt ja einigen auch Brechts Gedicht „Fragen eines lesenden Arbeiters“ in den Sinn und sie ersetzen Könige und Caesaren durch Stahl- und Zechenbarone...

***Ute Mark** lebt schon immer und gerne im Ruhrgebiet.*

Alice Wocher

Teilzeitidentitäten – Sein oder Nicht-Sein?

Ah, Teilzeit. Ein Wort mit starken emotionalen Konnotationen: „nicht ganz da“, an „noch etwas Anderem interessiert“, „andere Verpflichtungen habend“. Mancher, der das Gespräch mit seinem Arbeitgeber suchte, um das Thema Teilzeit anzusprechen, wird höchstwahrscheinlich in der einen oder anderen Form mit diesen Aussagen konfrontiert worden sein. Dasselbe gilt übrigens auch für Partys („Ach, Du arbeitest in Teilzeit? Das möchte ich mir auch leisten können.“). Man merkt: hochemotional.

Was bedeutet nun Teilzeit im Hinblick auf Identität, wie im Titel angekündigt? Lasst mich mich weit aus dem Fenster lehnen und behaupten: in unserer modernen, hochgradig ausdifferenzierten und pluralistischen Gesellschaft sind nur noch Teilzeitidentitäten möglich. Natürlich, das Einnehmen verschiedener Identitäten von als sozialkompatibel bezeichneten Menschen gab es schon immer. Jedoch kann die Erwartung beobachtet werden, eine immer größere Anzahl an Rollen verkörpern zu müssen, einfach, weil die Gesellschaft plus Anforderungen immer komplexer wird. (Tipp: man lese mal aufmerksam eine klassische Männer- oder Frauenzeitschrift mit Augenmerk auf Identitäten. Da klappern einem die Gehirnwellen.)

Die Idee, dass man in allen Lebenssituationen mit sich identisch sein und dieselbe Haltung einnehmen könne, ist ein Wunschtraum – auch, wenn dies ein Wunsch vieler ist und ein Großteil unter der fehlenden erhofften Stabilität der einen wahren Authentizität leidet. Man denke nur an das entsprechende (Über-?) Angebot an „Finde zu Dir Selbst“-, „Was ist Dein wahres Ich“-, sowie Krafttier-Gruppen. Versteht mich nicht falsch, mit dieser Aufzählung soll keine Geringschätzung solcher Angebote ausgedrückt werden, ich würde selber schon seit Jahren gerne wissen wollen, was mein Krafttier ist – und lässt sich in modernen Gesellschaften nicht realisieren. Die zeitweilige Inszenierung der ausgesuchten Authentizität ist ein Ausdruck dieses Wunschtraums, wie der Soziologieprofessor Thomas Alkmeyer letztens in einem Artikel im „Spiegel“ so treffend formulierte.

Was meint hier die zeitweilige Inszenierung? Nun, dass wir die Woche über im klassischen Sinne Spießbürger sein können, uns an den selbstgehäkelten Toilettenpapierrollenschützern erfreuen und umfassende Versicherungspläne aufstellen und uns am Wochenende von dieser Normalität freimachen und ausbrechen können, um etwas ganz Anderes zu machen, ein anderes Selbstbild zu leben und nach draußen zu präsentieren.

Kunst kann darin als ein Katalysator von vielen dienen. Man ist nicht mehr gezwungen, sich auf eine Gruppe mit allen Konsequenzen festzulegen. Es gibt singende Beamte, theateraffine Anwälte, sicherheitsliebende Malerinnen. Die moderne Gesellschaft erwartet nicht nur, sondern bietet auch die Möglichkeit, Teilzeitidentitäten parallel zueinander auszuleben. Die Kunst kann hierfür einen geschützten transformativen Raum stellen, der nichts herauslässt, wenn man es nicht möchte. Man steckt in seiner „bubble“ und schlüpft im wahrsten Sinne des Wortes in eine andere – höchstwahrscheinlich nonkonforme und emotional aufwühlende – Rolle, ohne den Kontakt zu seinen anderen Identitäten zu verlieren, beziehungsweise verlieren zu müssen. Man geht hinein ins Atelier, lebt sich aus auf der Bühne, geht wieder hinaus. Und da Kunst in vielerlei Hinsicht Emotionen und Instinkte anspricht, Gefühle und Erinnerungen, wirkt sie zweierlei auf die Identität: man kann nämlich nicht nur kurzzeitig und geschützt die Inszenierung des Bildes, sondern auch die dabei entsprechenden Emotionen ausleben.

In der heutigen Zeit und Gesellschaft zwanghaft gemäß einer Identität leben zu wollen endet leider oftmals in einem internen und externen Krampf, sodass man sich im Endeffekt, nun ja, mal so gar nicht authentisch fühlt. Falls die konstante Verkrampfung ein Normalzustand sein sollte und man sich bewusst dazu entschieden hat, gratuliere ich, ansonsten biete ich den Angesprochenen von Herzen in meiner Landhausküche eine heiße Tasse Kaffee mit warmem Apfelkuchen an, bevor ich auf dem Motorrad meinem immer noch verborgenen Krafttier hinterherdüse, mit Staffelei und Schreibmaschine auf dem Schoß. Denn das ist meine Teilzeitidentität. Herzliche Grüße!

***Alice Wocher**, geb. 1989, sucht wirklich schon seit Jahren ihr Krafttier und ist dankbar für jeden Hinweis (Kontaktdaten über **AMOS**-Redaktion). Ansonsten arbeitet sie irgendwo zwischen öffentlichem Dienst und freischaffender Künstlerin. Wer kann das schon so festlegen heutzutage.*

AMOS-ABO

Ich bestelle ein AMOS-ABO
gegen eine Kostenbeteiligung von 20,– € pro Jahr.

Rechnungsanschrift *(AbonnentIn)*
Name _____
Straße _____
PLZ/Ort _____
Datum _____ Unterschrift _____

Lieferanschrift *(falls von Rechnungsanschrift abweichend)*
Name _____
Straße _____
PLZ/Ort _____

Zahlungsweise
O **Verrechnungsscheck** über 20,– € liegt bei
O **Überweisung** über 20,– € ist erfolgt
am _____ an ***AMOS***, Marl,
IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20
BIC: WELADED1BOC

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: _____

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

Almuth und Hartmut Dreier

Aeham Ahmad: der Pianist in Trümmern – Music of Hope

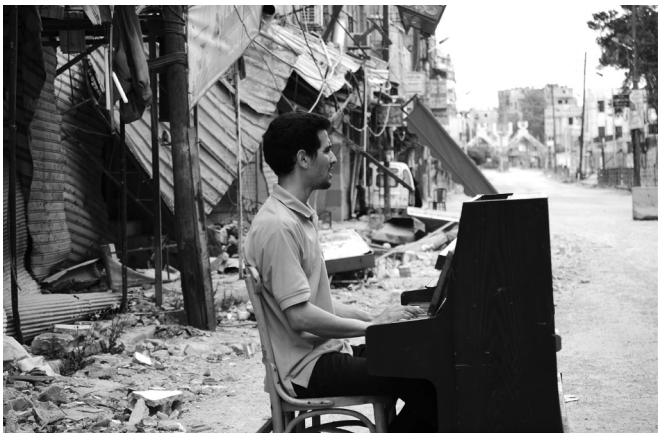
Im Herbst 2020 Schirmherr vom 20. Abrahamsfest Marl

Der Pianist Aeham Ahmad floh im Sommer 2015 aus Yarmouk, einem Vorort von Damaskus. Wie viele andere auch. Mittelmeer, Balkanroute, München... Er lebt seit 2018 zusammen mit seiner Frau und den Söhnen und mit seinen Eltern in einem Dorf bei Warburg in Ost-Westfalen. Die Familie fand dort mit Hilfe des Vereins „Zweite Heimat e.V." (Warburg) ein Zuhause. Er ist viel unterwegs (s. seine homepage: https://www.aeham-ahmad.com/de/) als „der Pianist in Trümmern" – „Music of Hope".

In seinem Buch „Und die Vögel werden singen" (FischerTB, Januar 2020 3.Aufl.) beschreibt er sein Leben seit seiner Geburt 1988. Er schreibt auch darüber, was er seinen Eltern verdankt, seiner Mutter, als die Bildung betonende Schullehrerin, und seinem blinden Vater, als jemand, der alles kann: Blind sich alles mit seinen Händen ertastend und begreifend – und z. B. Gitarren und Klaviere bauend, reparierend, stimmend... Dass seine Eltern dafür sorgten, dass ihre beiden Söhne schwimmen lernten, rettete Aeham das Leben auf der Flucht über das Mittelmeer. Er bekam im Herbst 2015 in Bonn den zum ersten Mal vergebenen Preis: „Internationaler Beethovenpreis für Menschenrechte, Frieden, Freiheit, Armutsbekämpfung und Inklusion".

Aeham Ahmad erzählt eindrücklich aus seinem Leben. Einige Zitate aus seinem Buch, die auch zum Thema dieses ***AMOS*** passen: „18. Juli 2013:...Yarmouk wurde abgeriegelt. Von einem auf den andern Tag waren die checkpoints dicht. Kein Reis, kein Öl, kein Milchpulver. Der Strom wurde abgeschaltet. Die Lebensmittelpreise explodierten. Ohne Strom ging die Waschmaschine nicht mehr. Mit Gummistiefeln trampelte ich in einem Wäschezuber die Windeln." (S. 188f). – Eines Tages: „Da kam Tahani heraus und fragte: ‚Warum spielst du den Leuten nicht was vor? Komm ich bringe dir das Akkordeon.' Ich begann zu spielen. Ein Lied von Fairouz, das jeder kennt. Die deprimierten Blicke hellten sich auf, die Jungs begannen zu singen. Und noch ein Lied, und noch eins. Wir tauten auf." (S. 194f). – „Wer einen leeren Magen hat, ist mies gelaunt. Mürrisch irrten die Ausgehungerten durch die verlassenen Gassen oder wärmten sich an irgendeinem Lagerfeuer, wo Plastik und Kleider verbrannt wurden. Wer einmal dort gesessen hatte, stank höllisch und war bisweilen so verrußt, dass man ihn kaum erkannte." (S. 213). – „Anfang November frittierte ich mal wieder Falafel am Stand, da kam ein Mann namens Abu Mohammed zu mir. Mitte 40. Schließlich fragte er: ‚Aeham, was hältst du davon, wenn wir wieder zusammen singen? Ich will einen Chor gründen. Wir brauchen jemand, der uns begleitet. Hast du Lust?' Ich: ‚Die Mägen sind leer, wer braucht da schon Musik?' Er: ‚Bring du dein keyboard mit, ich besorge die Leute, und dann singen wir zusammen. So wie früher.' Ich sagte, als wir uns verabschiedeten: ‚Bitte schreibt jeder ein Gedicht. Darüber was hier los ist. Wie beschissen es uns geht. Das ist es, worüber wir singen sollten.' Tatsächlich brachten einige zur nächsten Probe – der fünften – ein Gedicht mit." (S. 215f, 220). – „Eines Tages fragte ich Mahmoud Tamim: ‚Was hältst du davon, wenn wir weitermachen mit dem Chor. Wir nehmen einfach das Klavier und singen auf der Straße.' Er: ‚Wie willst du das Klavier auf die Straße kriegen? Ist doch ziemlich schwer, so ein Ding.' Ich: ‚Das lass meine Sorge sein. Trommle die anderen zusammen, ich kümmere mich um den Rest.' Wir nahmen mein Shanghai-Klavier – das billigste, das ich hatte – und hoben es auf einen großen Rollwagen. Ich stellte einen Stuhl mit auf die große Plattform. Fertig war das mobile Orchester. So zogen wir dorthin, wo vormals die erste Rakete eingeschlagen war. Ein symbolisches Konzert am ersten Einschlagloch, jenem ersten Riss durch unsere Welt. Jemand kam und wollte uns filmen, ich war zuerst dagegen ‚Die vom Geheimdienst...'.Es gab eine längere Diskussion, wir beschlossen abzustimmen. Die anderen waren geschlossen für das Video. ‚Wir kommen hier doch eh nicht raus. Wir werden hier eh verhungern. Da können sie doch auch unsere Nasen auf YouTube sehen'" (S. 226f).

Wie sein Manifest lesen wir: „Ich bin Pianist. Ich habe nie Fahnen geschwenkt. Meine Revolution ist die Musik. Ich spürte: Das muss die Sprache sein, in der ich protestiere. Auch wenn es niemand hört. Es war der 28. Januar 2014." (S. 229)



Das Bild „Der Pianist in Trümmern" ging um die Welt.

Der IS zerstörte eines Tages sein Klavier und ihre Werkstatt. Der ursprüngliche Volksaufstand gegen die Assad-Diktatur wurde zu einem bis heute nicht endenden Stellvertreterkrieg.

Am 30. Oktober 2020 wird Aeham Ahmad im Rahmen des 20. Abrahamsfestes Marl/Kreis Recklinghausen (dessen Schirmherr er ist) in der Scharounschule Marl, Westfalenstr. 68 A, auftreten. Aktuelles zum Programm unter Corona-Bedingungen und zeitversetztem livestream: siehe unsere homepage Abrahamsfest-Marl.de

Almuth und Hartmut Dreier *leben seit 1977 in Marl und sind seit 1969 im Ruhrgebiet und mit* ***AMOS*** *verbunden.*

Peter Strege / Robina Cronauer

Menschenort 45

Nighthawk, oder: Letztens in der U35

Hallo Robina,

letztens, eine melancholisch machende blassgraue Regenwolke mit tröpfelndem Erguss scheuchte mich in eine überdachte Bushaltestelle und ich sah Menschen, die aus- und einstiegen, wie sie aus dem Fenster mich mit fragender Miene ansahen, weil sie nicht recht deuten konnten, wieso ich immer noch auf einer der Sitzschalen festsaß. Die mir so Vorbeigefahrenen, die Anteilnahme, dann doch letzten Endes Interessenlosigkeit an meinem für sie seltsamen Aufenthaltsschicksal, ließ mich darüber nachdenken, wie viele Menschen täglich, nächtens oder morgens aneinander vorbeitaumeln und sich im Vorüberhasten übersehen. Wie Nachtfalter fiel mir ein – so flattern sie und sind bei aller möglichen Nähe sehr weit voneinander. Einsame Gäste mit Mienen, die entweder durch unhörbare Laute am Smartphone bewegt, oder wie gemeißelt starr, mit ihren Blicken dem Transportmittel durch die Scheiben heraus entfliehen. Ich, als einer von ihnen und doch, weil ich des Regenschutzes halber und nicht, weil ich transportiert werden wollte, blieb mir in diesem Moment selbst ein Fremder.

Herzlich Peter.

Lieber Peter,

letztens erst beschloss ich, mich statt in mein Auto, in einen Express in meine Vergangenheit zu setzen. Ich wählte die U35, um mich zwischen Herne und Bochum hin und her kutschieren zu lassen. Seit Jahrzehnten eilt sie überirdisch und unterirdisch, um den Menschen dabei – meist zuverlässig – zu helfen, ihr Tagwerk zu verrichten, was auch immer dieses für die Studenten, Familien, Obdachlosen, Arbeitnehmer, Schüler und Schnapsleichen heißen mag. Ich erinnere mich noch gut, wie ich selbst, noch eine von ihnen, diesen Menschenort mal liebte und mal hasste. Mal genoss ich den beruhigenden Effekt, den vorüberziehende Betonwände in einem überspannten Hirn auslösen können, während man sie beobachtet. Mal ärgerte ich mich, wieder in dieser überfüllten Kapsel eingepfercht stehen zu müssen, meine Nase nur wenige cm von der nächsten schwitzigen Achselhöhle entfernt. Besonders dann erschien es mir wie dir: man ist sich nah, viel zu nah, und doch so unangenehm fremd. Ein jeder verbirgt seine Gedanken hinter einer dicken Schicht von Haut und Schädel. Und doch, wenn man sich täglich sehen muss, blitzen hier und da Momente auf, die einen doch seltsam familiär werden lassen. Keiner hält die Fassade immer aufrecht, oder? Manchmal streitet man am Telefon, man verliert die Geduld gegenüber seinem schreienden Kind, man drückt ein paar Tränen weg, wegen seines kürzlich gebrochenen Herzens. Und obwohl ich nur noch ein seltener Gast in dieser Kapsel bin, sehe ich hier und dort ein bekanntes Gesicht und erinnere mich an diese kleinen Geschichten und die Momente, in denen ich aus meinem Hamsterrad blickte und statt eines weiteren eifrigen Nagetiers eine Person dahinter erkannte.

Herzlich Robina

PS: Macht eigentlich Spaß, Briefe mal mit Gedanken vollzupacken, statt mit so einem alltäglichen „dieses war und das auch“!

***Peter Strege**, s.S. 12, Text und Zeichnung*

***Robina Cronauer**, s.S. 15, Text und Fotos*

Impressum

Herausgeber:
AMOS e.V. c/o Rolf Euler
Cäcilienhöhe 32
45657 Recklinghausen
E-Mail: amos-ev@web.de

Redaktionsadresse:
AMOS c/o Hartmut Dreier
Schumannstr.6, 45772 Marl
Tel: 02365-42076
E-Mail: dreier.marl@freenet.de

Internet: http://amos-zeitschrift.de **E-Mail:** redaktion@amos-zeitschrift.de

Konto: ***AMOS*** IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20 | BIC: WELADED1BOC

ISSN 1615 - 3278 **Erscheinungsweise:** 1 x vierteljährlich

Herausgabe & Redaktion: Wolfgang Belitz, Unna | Benjamin Benz, Recklinghausen | Robert Bosshard, Oberhausen | Robina Cronauer, Herten | Hartmut Dreier, Marl | Rolf Euler, Recklinghausen | Friedrich Grotjahn, Bochum | Rolf Heinrich, Gelsenkirchen | Ute Hüttmann, Marl | Wolf-Dieter Just, Duisburg † | Jürgen Klute, Wanne-Eickel | Carl-D.A. Lewerenz, Bochum | Axel Lippek, Bochum (v.i.S.d.P.) | Heinz Listemann, Dortmund † | Anna Musinszki, Dortmund | Niklas Rokahr, Hamm | Rebekka Scheler, Bochum | Hermann Schulz, Wuppertal | Peter Strege, Dortmund | Renate Wangelin, Bochum

Schwerpunktthema verantwortlich: Robina Cronauer, Irmgard Merkt, Rebekka Scheler

Endredaktion/Layout: Axel Lippek ***AMOS* Schriftzug**: Jochen Stankowski
Titelbilder 1983 – 2019: Manfred Walz

Druck: Wodarczak Druck & Medien, 45772 Marl
Papier: chlorfrei gebleichtes Papier
Einzelpreis: 5,00 €
Abo-Preis: 20,00 € jährlich inkl. Versand

AMOS kooperiert mit dem elektronischen Nachrichtendienst „***iley.de***“ (Leipzig).

Einhard Schmidt-Kallert

AMOS einmal anders

Ein ganzes ***AMOS***-Heft über Schönheit! Noch dazu bewusst subjektiv, fast alle Autorinnen und Autoren beziehen sich auf selbst Erlebtes, auf Biographisches. Das hat es, soviel ich weiß, noch nicht gegeben in den mehr als 52 Jahren, die ***AMOS*** „aus gutem Grund im Ruhrgebiet erscheint." Vor einem Jahr ein Heft über „Macht Musik" und jetzt noch radikaler, noch persönlicher, ein Heft über Schönheit. Das hätte ich dem alten Propheten, oder soll ich sagen: dem alten Dissidenten, gar nicht zugetraut! Für mich fühlt sich das ein wenig so an, als würde jetzt – endlich – eine Leerstelle aus der Gründungszeit, aus den 68ern, gefüllt.

Irmgard Merkt spricht in diesem Heft von dem uralten Impuls der Menschheit, „Dinge schön zu machen". Staunend stehen wir in den Höhlen in Spanien oder in Namibia vor den Felszeichnungen, die Menschen aus der Jungsteinzeit hinterlassen haben. So mühsam die Nahrungsbeschaffung, die Überlebenssicherung der Familien damals gewesen sein muss, die Menschen hatten die Muße, Bilder zu malen, wollten etwas Schönes schaffen.

Die 68er-Bewegung ist oft als eine Kulturrevolution beschrieben worden. Ja, sie hat unsere Gesellschaft bleibend verändert, sie hat die politische Kultur in unserem Land verändert. Aber hat sie auch eine andere Musik, andere Bilder, eine andere Art zu schreiben, eigene Prosa und Lyrik oder anderen Städtebau gebracht?

Meine eigene Erfahrung sagt mir: Am Anfang kaum. Jedenfalls nicht bei uns in Bochum. Oder etwas bescheidener: in der ESG Bochum, in dem Biotop, in dem ich zum 68er wurde, lange nicht.

Ich kam im Oktober 1967 zum Studium an die Ruhr-Universität, die damals als die größte Baustelle Europas galt. Neuberufene Professoren hatten sich in provisorischen Büros eingerichtet und hielten Vorlesungen in den wenigen fertiggestellten Hörsälen. Der Weg zur Mensa verlief zwischen Bauzäunen. Und hinter der Mensa standen die Baracken. Irgendwie fand ich meinen Weg in die Baracke 9 in die ESG, die Evangelische Studentengemeinde. Ich blieb fünf Semester in Bochum und die ESG wurde ein Lebensmittelpunkt für mich. Hier traf ich neue Freunde, hier diskutierten wir Abende und Nächte lang. Bald trat unser Interesse an theologischen Fragen in den Hintergrund, auch bei der Kirchenkritik hielt es uns nicht lange. Über Fakultätsgrenzen hinweg tauschten wir uns über Erfahrungen mit reaktionären Hochschullehrern aus, dann über die Tendenzen des bundesdeutschen Kapitalismus. Der schmutzige Krieg der USA in Vietnam bewegte uns; wir suchten nach einem Standpunkt im Konflikt zwischen Israel und Palästina. Manchmal sprachen wir auch über uns, nun, genau genommen nicht so oft über uns selbst, eher über unsere Väter, wie sie den Krieg erlebt hatten und ob sie wirklich nichts von Auschwitz gewusst hatten.

Eine Zeitlang trafen wir uns jeden Abend zum gemeinsamen Abendessen in der Baracke 9. Ich erinnere mich an die Resopaltische, auch an die asbesthaltigen weißen Wände, das schmucklose weiße Geschirr, nicht anders als in der Mensa. Merkwürdig, Schönheit, Ästhetik hatte da keinen Platz. Ich erinnere mich an keine Fotografie und keine Zeichnung an der Wand. Manchmal hing eins unserer selbstgemalten Plakate an der Wand, mit denen wir zu Veranstaltungen einluden. Aber ich erinnere mich an keine gelungene Grafik, keinen eingängigen Slogan, keine griffigen Parolen. Wir klebten an den Inhalten, keiner traute sich, auf sprachliche Schönheit zu achten. Ich schrieb meine ersten Flugblätter, auch eins zur Palästina-Frage. Das war lehrreich für mich. Aber sprachlich orientierte ich mich an der blutleeren Rhetorik der Theoretiker der 68er Bewegung, an Hans-Jürgen Krahl zum Beispiel oder Rudi Dutschke. Lesbare Prosa war das nicht.

Einmal wollte ich zu einer Aufführung der Ruhrfestspiele fahren, aber keiner der Freunde aus der ESG hatte Interesse an dieser Art bürgerlicher Kultur. Was lasen wir außer Marcuse, Adorno und dem frühen Marx? Ich las schon mal Romane von Siegfried Lenz, Uwe Johnson und Heinrich Böll, ja auch die Texte der Gruppe 61, schließlich lebten wir im Ruhrgebiet. Aber das gehörte nicht zum Kanon der Lektüre, aus der wir in unseren Gesprächsrunden und Diskussionen schöpften.

Ich sage nicht, „die 68er" hatten kein Empfinden für Schönheit, hatten keinen Willen, jenseits politischer Thesen ihre Inhalte in gelungener Form zu transportieren, hatten nie Interesse an Musik, Malerei, Grafik, Architektur oder Städtebau. Ich spreche nur von meinen fünf Semestern in der ESG Bochum, dem Biotop, in dem auch ***AMOS*** entstanden ist. Ein paar Jahre später, Mitte der 70er Jahre war die Atmosphäre in der ESG und ihrem Umfeld schon weniger puritanisch. Erich Fried und Walter Mossmann, auch Klaus der Geiger waren regelmäßige Gäste der ESG, wie Hartmut Dreier in diesem Heft erwähnt. Aber da war ich schon nicht mehr dabei; zu der Zeit war ich Entwicklungshelfer in Südostasien. Für mich eine andere biographische Prägung. Wer weiß, vielleicht hatte ich aus der ESG Bochum den Anstoß mitgenommen, mein Leben nicht nur in der „Ersten Welt" zu verbringen.

Einhard Schmidt-Kallert*, geboren 1949, Raumplaner mit Erfahrungen in vielen Ländern, insbesondere im globalen Süden, war Entwicklungshelfer in Malaysia, Gastdozent in Ghana und Hochschullehrer in Dortmund. Lebt in Essen.*

Nachlese

AMOS freut sich mit Helmut Scholtz, mit dem wir im ***AMOS*** 1|2020 ein Interview über sein „Quartiersprojekt" geführt hatten, dass die Sorge, es würde Ende Juni beendet werden müssen, erst mal ausgeräumt ist. Der Ausschuss für Soziales und Demografie (Stadtrat Recklinghausen) hat empfohlen, zusammen mit der Arbeiterwohlfahrt (AWO) und VIVA-WEST (Wohnungsunternehmen) das Projekt ein Jahr weiter zu finanzieren. Der Rat hat die Weiterführung bis 2021 beschlossen und will in der nächsten Zeit ein „Quartierskonzept" für die ganze Stadt beraten/verabschieden, und da hofft man dann auf Klarheit für eine weitere Zukunft.

Norman Paech, Hamburg am 03.07.2020 (Auszug)

Die Debatte über die drohende israelische Annexion –

keine Sternstunde des Bundestags am 1. Juli 2020

Nun haben die USA den Termin für die Annexionspläne Netanjahus doch nicht freigegeben. Die Uneinigkeit in der israelischen Regierungskoalition und die Reaktionen weltweit gegen die Annexion haben die Unterhändler wohl bewogen, die Pläne noch einmal zu überarbeiten.

Soweit bisher bekannt, konzentrieren sich die Annexionspläne Israels auf die im Oslo-Abkommen definierte Zone C, die ca. 60% des Westjordanlands ausmacht und bereits unter ausschließlicher israelischer Kontrolle stehen. Sie umfasst die drei großen Siedlungsblöcke Ariel im Norden, Maale Adumim in der östlichen Verlängerung von Jerusalem und Gush Etzion bei Bethlehem sowie das fruchtbare Jordantal. Diese Gebiete werden auf jeden Fall im Annexionsplan bleiben. Die Siedlungsblöcke sind bereits durch Mauern und Sperrzäune von ihrem Umland getrennt. Der Siedlungsblock Maale Adumim zerteilt jetzt faktisch das Westjordanland in Nord- und Süd-Teile, die nur unter großem Zeitaufwand, Umgehung zerstörter oder gesperrter Straßen und Passieren von Checkpoints und Militärkontrollen gegenseitig erreicht werden können.

Während sich die Israelis auf einem perfekten, für sie allein nutzbaren Straßennetz bewegen können, sind für die palästinensische Bevölkerung getrennte Straßen gebaut worden, die jedoch der Willkür der Militärpolizei mit Kontrollen und Sperrungen ausgeliefert sind. Sie wurden u.a. mit deutscher Finanzierung gebaut, und man sollte sich nicht darüber täuschen, dass sich die deutschen Entscheider nicht darüber im Klaren waren, dass sie mit ihrer „humanitären Hilfe“ für die Palästinenser gleichzeitig dieses System der Apartheid unterstützt haben. Auch im Jordantal haben sich die Israelis mit einem gnadenlosen Säuberungsprogramm das Land genommen, nach der Devise: Land ohne Volk. Dort leben von den ursprünglich 250.000 Palästinenserinnen und Palästinensern nur noch 70.000. Sie leben überwiegend in Jericho, da ihnen 90% des Tals höchstens als Lohnarbeiter in den israelischen Farmen noch zugänglich sind. Wer nicht freiwillig das Land verließ, wurde durch das Militär vertrieben. Die Weltbank schätzt, dass ihnen allein durch diesen Landraub ca. 3,4 Mrd. Dollar jährlich an Einnahmen entgehen. Zudem sind sie mit ihren Produkten aus den restlichen 10% des Bodens gegenüber den israelischen Waren nicht konkurrenzfähig.

Die Annexionspläne hat Netanjahu erstmals im April 2019 öffentlich geäußert, und seitdem ist die Gewalt der Siedler und des Militärs gegen die palästinensische Bevölkerung extrem eskaliert. Wenn auch in der deutschen Presse davon nur wenig und gelegentlich berichtet wurde, in den wöchentlichen Berichten des United Nations Office for the Coordination of Humanitarian Affairs (UNOCHA) werden die fast täglichen Angriffe der Siedler, die Übergriffe des Militärs, die Zerstörung der Obsthaine und Stallungen sowie die Demütigungen der Bevölkerung dokumentiert und sind dort nachzulesen.

In den Anträgen und Redebeiträgen der Parlamentarier aller Parteien ist von diesen beschämenden Zuständen keine Rede. Wie bei jeder Reise nach Israel der Besuch des Holocaust-Museums Yad Vashem die erste Pflichthandlung ist, so beginnt jeder Beitrag im Bundestag mit einer tiefen Verneigung vor dem Staat Israel, wobei der Zusatz “der einzigen Demokratie des Nahen Ostens“ selten fehlt, sowie mit dem Bekenntnis zur eigenen Verantwortung für die Existenz und Sicherheit Israels und der Bekräftigung unverbrüchlicher Freundschaft und einzigartiger Beziehungen. Derartige Höflichkeiten bräuchten nicht hervorgehoben werden, wenn auch ähnlich freundliche Worte für die Palästinenser gefunden würden. Doch kein Wort des Verständnisses für ihre Situation. Sie werden erst auf der zweiten Seite im zehnten Absatz des Antrags der CDU/CSU und SPD, der schließlich vom Bundestag verabschiedet worden ist, erwähnt. Die Palästinensische Behörde wird dafür gerügt, „einseitig für die Anerkennung der Staatlichkeit Palästinas zu werben, die Gespräche für eine verhandelte Zweistaatenlösung erschwert“. Eine Ohrfeige für die Palästinenser und gleichzeitig eine Frechheit, mit der die Überschrift des Beschlusses „... Am Ziel der verhandelten Zweistaatenlösung festhalten“ zur Lüge gestempelt wird. Seit 1948 warten die Palästinenserinnen und Palästinenser darauf, dass ihnen die von der UNO in Resolution 181 versprochene Staatlichkeit von Israel und den UNO-Staaten zuerkannt wird. Mit der Unterstützung der Bundesrepublik hat dies Israel bis heute verhindern können.

Das Mantra der „Zweistaatenlösung“ erhält auch mit diesem Beschluss keine Schubkraft, da sich die Koalition nicht darauf einigen konnte, die notwendige Grenzziehung mit der „Grünen Linie“ von 1967 zu konkretisieren. Damit hält der Bundestag die Tür für Israel auf, die demnächst annektierten Gebiete auch zu einem legalen, vertraglich ausgehandelten Teil Israels zu machen. Allein BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN haben diese Grenze in ihrem Beschlussantrag zur Grundlage eines Staatenbündnisses gemacht. Sie fordern auch eine gerechte und faire Vereinbarung über die Flüchtlingsfrage, der sich Israel immer verwehrt hat, und Jerusalem als Hauptstadt beider Staaten, die nach dem Trump-Plan ganz an Israel gehen würde. Diese Forderungen sind bei der LINKEN unstrittig, zudem fordern sie gemeinsam mit den GRÜNEN ein Ende des völkerrechtswidrigen Siedlungsbaus. Von all dem steht in dem schließlich mit der Koalitionsmehrheit abgestimmten Beschluss nichts.

Was bleibt, ist ein Beschluss des Bundestages, der der historischen Situation vollkommen unangemessen ist und dessen Autoren man eher im Ministerium für strategische Angelegenheiten in Jerusalem vermuten könnte als im Bundestag in Berlin. Der Tagesschau war er nicht einmal eine Erwähnung wert.

Allen Fraktionen im Bundestag sollte klar sein, dass die Zwei-Staaten-Lösung nur noch eine Fiktion ist, die schon lange keine Option für einen selbständigen palästinensischen Staat und den Frieden in der Region mehr bietet. Schon jetzt haben Annexion und Besatzung faktisch das Ein-Staat-Modell vorweggenommen, allerdings in der Form eines Apartheidsystems.

***Norman Paech**, Professor em. für Politikwissenschaft und Öffentliches Recht, spezialisiert auf Verfassungs- und Völkerrecht sowie Publizist (www.norman-paech.de).* *Den ungekürzten Artikel siehe z.B. www.rubikon.news/*

Büchertipps zum Thema im Heft auf Seite 12.